

DIE UNSICHTBARKEIT DER UEBERSETZERINNEN IN LITERATURREZENSIONEN US-
AMERIKANISCHER TAGESZEITUNGEN

Claudia M. Lederbauer

A Thesis

Submitted to the Graduate College of Bowling Green
State University in partial fulfillment of
the requirements for the degree of

MASTER OF ARTS

May 2008

Committee:

Geoffrey C. Howes, Advisor

Kristie A. Foell

ABSTRACT

Geoffrey C. Howes, Advisor

Lawrence Venuti argues that translation continues to be an invisible practice. It is rarely acknowledged and almost never figures in discussions of translations. He claims that when the target language is contemporary English, transparent discourse sustains the grossly unequal cultural exchanges between the hegemonic English-language nations, particularly the United States, and other countries. The valorization of transparency, however, conceals the manifold conditions under which a translation is produced and read. The thesis addresses this issue, focusing first on theoretical aspects, followed by an analysis of the results obtained in quantitative and qualitative research. The thesis explores, more specifically, the question of how translators and translation are represented in literary reviews in three U.S. daily newspapers, the *Chicago Tribune*, the *Los Angeles Times*, and the *New York Times* over one month in the autumn of 2007.

The theoretical framework is based on a “sociology of translation” drawing on Venuti’s concept of the invisibility of translators, with specific focus on “foreignizing” and “domesticating” translation strategies. The theoretical part furthermore looks at Pierre Bourdieu’s cultural sociology, and Daniel Simeoni’s concept of the translator’s “habitus”.

The methodological model involves the quantitative and qualitative analysis of literary reviews with reference to the theoretical framework. The methodological model is also meant to stimulate further research in this field.

The two major conclusions derived from the study sustain Lawrence Venuti’s concept of the invisibility of translators and Daniel Simeoni’s concept of the translator’s “habitus”. First, a

text is judged successful by reviewers when it reads fluently and gives the appearance of being the original. Second, this implies that translators employ domesticating translating strategies and therefore contribute greatly to their own invisibility.

Für Marco.

ACKNOWLEDGMENTS

I would like to thank my advisor Professor Geoffrey C Howes for his kindness, help, and precious time invested in this project.

INHALTSVERZEICHNIS

1	EINLEITUNG	1
2	THEORETISCHER TEIL	6
2.1	Die Unsichtbarkeit von ÜbersetzerInnen.....	6
2.1.1	Das Konzept der Unsichtbarkeit von Lawrence Venuti.....	7
2.1.2	Kritik an Venutis Konzept der Unsichtbarkeit.....	10
2.1.3	Kurzzusammenfassung.....	12
2.1.4	Fallstudie von Wiebke Sievers (2007)	13
2.1.4.1	Der Begriff „otherness“	14
2.1.4.2	Verfremdende Übersetzungsstrategien	15
2.1.5	Ausblick.....	19
2.1.6	Zwischenbilanz.....	20
2.2	Übersetzungskritik	21
2.2.1	Forschungsstand und Praxis	21
2.2.1.1	Übersetzungskritik im deutschsprachigen Raum.....	21
2.2.1.2	Übersetzungskritik im angloamerikanischen Raum	23
2.2.2	Übersetzungskritische Modelle	24
2.2.2.1	Katharina Reiß (1971).....	24
2.2.2.2	Wolfram Wills (1977).....	25
2.2.2.3	Margret Ammann (1990)	28
2.2.2.4	Klaus Kaindl (2001).....	29
2.2.3	Kurzzusammenfassung.....	29
2.3	Zusammenfassung der Abschnitte 2.1 und 2.2.....	30

2.4	Pierre Bourdieu (1930-2002)	31
2.4.1	Pierre Bourdieus Feldtheorie	31
2.4.1.1	Feld	32
2.4.1.2	Kapital	32
2.4.1.2.1	Ökonomisches Kapital	33
2.4.1.2.2	Kulturelles Kapital	33
2.4.1.2.3	Soziales Kapital	35
2.4.1.2.4	Symbolisches Kapital	35
2.4.1.3	Habitus	36
2.4.1.4	Daniel Simeoni	37
3.	PRAKTISCHER TEIL.....	39
3.1	Quantitative Analyse der Rezensionen	39
3.1.1	Rezensionen.....	39
3.1.2	Theoretische Anforderungen an RezensentInnen.....	40
3.1.3	Kriterien zur Auswahl und Arbeitsbedingungen von RezensentInnen	43
3.2	Untersuchungsmethode.....	46
3.2.1	Verhältnis von Übersetzung und englischsprachigem Original	49
3.2.2	Nennung der ÜbersetzerInnen und Bewertung der Übersetzungsleistung.....	51
3.2.3	Sprachen und Verlagsstrategien	54
3.2.4	Zusammenfassung	55
3.3	Qualitative Analyse der Rezensionen	57
3.3.1	Rezensionen.....	57
3.3.1.1	<i>Chicago Tribune</i>	59

3.3.1.1.1	13. Oktober 2007	59
3.3.1.2	<i>Los Angeles Times</i>	60
3.3.1.2.1	21. Oktober 2007	60
3.3.1.2.2	28. Oktober 2007	61
3.3.1.3	<i>New York Times</i>	63
3.3.1.3.1	14. Oktober 2007	64
3.3.1.3.2	21. Oktober 2007	66
3.3.1.3.3	28. Oktober 2007	68
3.3.2	RezensentInnen	69
3.3.2.1	SchriftstellerInnen und AutorInnen	70
3.3.2.1.1	Kathryn Harrison	71
3.3.2.1.2	Adam LeBor	71
3.3.2.2	ProfessorInnen	72
3.3.2.2.1	Christopher Benfey	72
3.3.2.2.2	Mary Harris Russell	73
3.3.2.3	ÜbersetzerInnen	73
3.3.2.3.1	Natasha Randall	73
3.3.2.4	LiteraturkritikerInnen	74
3.3.2.4.1	Susan Salter Reynolds	74
3.3.2.5	Kurzzusammenfassung	74
3.3.3	ÜbersetzerInnen	75
3.3.3.1	Unsichtbarkeit der ÜbersetzerInnen	75
3.3.3.1.1	Implizite Sichtbarmachung der ÜbersetzerInnen	75

3.3.3.2	Explizite Sichtbarmachung der ÜbersetzerInnen.....	76
3.3.3.2.1	Adjektive und Adverbien	77
3.3.3.2.2	„Tolstoy’s <i>War and Peace</i> – Two new translations.“	80
3.3.4	Zusammenfassung	82
3.4	Habitus der ÜbersetzerInnen.....	84
4	LITERATURVERZEICHNIS	86
5	REZENSIONEN.....	93
6	ANHANG	94

ABBILDUNGZVERZEICHNIS

Abb. 1: <i>Los Angeles Times</i> , Verhältnis von Übersetzung und englischsprachigem Original.....	50
Abb. 2: <i>New York Times</i> , Verhältnis von Übersetzung und englischsprachigem Original	50
Abb. 3: <i>Chicago Tribune</i> , Verhältnis von Übersetzung und englischsprachigem Original in Kurzrezensionen	51
Abb. 4: Gesamtauswertung, Nennung der ÜbersetzerInnen in bibliographischen Angaben	52
Abb. 5: Gesamtauswertung, Bewertung der Übersetzungsleistung.....	53
Abb. 6: Gesamtauswertung, Sprachen aus denen übersetzt wurde.....	54
Abb. 7: Kathryn Harrison	71
Abb. 8: Adam LeBor.....	71
Abb. 9: Christopher Benfey	72
Abb. 10: Mary Harris Russell.....	73

1 EINLEITUNG

Die Translationswissenschaft (TWL) ist eine junge Wissenschaft, die sich in den 70er Jahren als eigenständige Disziplin zu etablieren begann.

Im Zuge der „kulturellen Wende“ (cultural turn) in den 90er Jahren postulierten Susan Bassnett und André Lefevere: „Translation as an activity is always doubly contextualized, since the text has a place in two cultures“ (Wolf 2006:10, zit. nach Bassnett/Lefevere 1990:11). Diese Perspektive auf Übersetzung eröffnete neue Wege, den Translationsprozess unter dem Gesichtspunkt der Machtstrukturen, die jedem Übersetzungsprozess unterliegen, zu analysieren. Der Fokus liegt in der Translationswissenschaft somit auf den im Translationsprozess involvierten AkteurInnen. Sie werden als Teile sozialer Netzwerke gesehen, die von den Netzwerken kontrolliert und von sozialen Interaktionen geformt werden. Das macht die AkteurInnen zu Individuen, die von der Gesellschaft konstruiert werden und diese gleichzeitig konstruieren.

In den vergangenen Jahren wandte man sich in der Translationswissenschaft der Theorie einer „sociology of translation“ zu. Zahlreiche Konzepte und Theorien wie Evan Zohars Polysystemtheorie (1990) und Gideon Tourys Normenkonzept (1999) gaben positive Impulse für die Entwicklung einer „translation sociology“. Diese Theorien und Konzepte geben Aufschluss darüber, wie übersetzte Literatur in der Zielkultur funktioniert. Übersetzung wird somit in einen erweiterten sozio-kulturellen Kontext gesetzt.

Hinsichtlich einer „sociology of translation“ scheint noch ein theoretisches Modell zu fehlen, das die zahlreichen Interaktionen der AkteurInnen untersucht und das dem komplexen Übersetzungs-

prozess gerecht wird. Michaela Wolf identifiziert drei Säulen einer „sociology of translation“. In einer „sociology of the agents in the translation process“ wird der Übersetzungsprozess unter dem Blickpunkt der ProtagonistInnen als Individuen und Mitglieder verschiedener Netzwerke untersucht. Im Zuge der kulturellen Wende in der Translationswissenschaft wurde der Fokus, wie bereits erwähnt, verstärkt auf die Machtstrukturen gelegt, die Teil jedes Translationsprozesses sind. Eine „sociology of the translation process“ unterstreicht somit die Einschränkungen, die die unterschiedlichen Entstehungsphasen einer Übersetzung bedingen, mit Fokus auf Lawrence Venutis Konzept der „Unsichtbarkeit“ von ÜbersetzerInnen. In einer „sociology of the cultural product“ liegt das Interesse auf dem Transfer des Übersetzungsproduktes und den Auswirkungen der inter- und transnationalen Transfermechanismen auf Übersetzungen (vgl. Wolf 2006:10ff.).

Die theoretischen und methodologischen Ansätze einer „sociology of translation“ sind an drei Namen gekoppelt: den deutschen Soziologen Niklas Luhmann (1927-1998), den französischen Soziologen Pierre Bourdieu (1930-2002) und an den französischen Soziologen und Philosophen Henry Latour (ibid.:12). Die Kulturosoziologie von Pierre Bourdieu wurde in den vergangenen 15 Jahren zur begrifflichen Erfassung einer „translation sociology“ herangezogen. Zahlreiche ÜbersetzungswissenschaftlerInnen stützen sich dabei auf Pierre Bourdieus Schlüsselkonzepte. Die Anwendung von Pierre Bourdieus Terminologie auf die Übersetzungswissenschaft gibt nicht nur Einblick in die sozialen Einschränkungen, denen Übersetzungsprozess und Translat unterliegen, sondern auch in die durch den Übersetzungsprozess entstehenden Diskurspraktiken. Daniele Simeonis Interesse beispielsweise galt dem sozialen Verhalten von ÜbersetzerInnen und ihrem „Habitus“. Andere ÜbersetzungswissenschaftlerInnen wiederum versuchen, das Übersetzungsfeld verschiedener AutorInnen in unterschiedlichen Epochen zu rekonstruieren.

Der sich in der Translationswissenschaft herausbildende neue Ansatz einer „sociology of translation“ bildet den theoretischen Rahmen der vorliegenden Arbeit, die aus zwei Teilen besteht. Der erste Teil bietet eine Übersicht theoretisch fundierter und für das Thema der Arbeit translationsrelevanter Theorien und Konzepte. Im zweiten Teil wird die im ersten Teil besprochene Theorie für die Analyse der Rezensionen übersetzter Bücher herangezogen. Ziel der Arbeit ist herauszufinden, welches Bild von ÜbersetzerInnen und Übersetzung in U.S.-amerikanischen Literaturrezensionen entsteht.

Der theoretische Teil ist in drei Abschnitte gegliedert. Im ersten Abschnitt wird das Konzept der „Unsichtbarkeit“ von ÜbersetzerInnen von Lawrence Venuti (1995) besprochen. Gegenstand dieses Abschnittes sind ebenfalls die Kritik an Venutis Konzept der „Unsichtbarkeit“ und Wiebke Sievers Fallstudie mit Fokus auf den Begriff „otherness“ und verfremdende Übersetzungstheorien.

Gegenstand des darauffolgenden Abschnittes ist das Thema Übersetzungskritik. Hier wird zwischen Theorie und Praxis unterschieden. Ein Einblick in die Übersetzungskritik im deutschsprachigen und angloamerikanischen Raum wird gefolgt von der Vorstellung einiger Übersetzungsmodelle, angeführt von Katharina Reiß (1972), Wolfram Wills (1977), Margret Ammann (1990) und Klaus Kaindl (2001).

Nach einer Zusammenfassung der ersten beiden Abschnitte folgt die Vorstellung von Pierre Bourdieus Feldtheorie. In diesem Teil werden die Begriffe „Feld“, die vier Kapitalformen – das ökonomische, kulturelle, soziale und das symbolische Kapital – sowie der Begriff „Habitus“ erläutert. Abschließend wird kurz erläutert, wie der Begriff „Habitus“ von Daniel Simeoni auf die Translationswissenschaft übertragen wurde.

Im zweiten Teil der Arbeit werden die im Rahmen der Literaturbeilagen drei U.S.-amerikanischer Tageszeitungen untersuchten Rezensionen analysiert. Untersucht wurden die Rezensionen ins Englische übersetzter Bücher. Die Zeitungen sind die *Chicago Tribune*, die *Los Angeles Times* und die *New York Times*. Bei der Auswahl der Zeitungen standen die Auswahlkriterien „ausflagenstark“ und „geographisch verstreut“ an erster Stelle. Der Untersuchungszeitraum wurde auf vier Wochen begrenzt: vom 13. Oktober bis zum 04. November 2007. Es handelt sich bei der vorliegenden Arbeit um einen methodologischen Ansatz, der in zukünftigen Arbeiten durchaus erweitert werden kann und soll.

Der praktische Teil besteht aus vier Abschnitten. Thema des ersten Abschnittes ist die quantitative Analyse der Rezensionen. In diesem Abschnitt werden die Funktionen von Rezensionen beleuchtet und wird der Frage nachgegangen, ob es den/die „ideale/n“ Rezensenten/Rezensentin gibt. Ebenso werden die Anforderungen an RezensentInnen und deren Arbeitsbedingungen erläutert.

Im Abschnitt „Untersuchungsmethode“ werden die Ergebnisse der Untersuchung graphisch dargestellt und kommentiert. Analysiert wurden das Verhältnis von Übersetzung und englischsprachigem Original, die Nennung der ÜbersetzerInnen in bibliographischen Angaben und die Bewertung der Übersetzungsleistung sowie die Sprachen aus denen übersetzt wurde.

Gegenstand des dritten Abschnittes ist die qualitative Analyse der Rezensionen. In einem ersten Punkt werden die Rezensionen in chronologischer Reihenfolge vorgestellt. Darauf folgt eine Beschreibung der RezensentInnen und die Analyse ihrer Kapitalien anhand Pierre Bourdieus Feldtheorie. Die ÜbersetzerInnen stehen im Mittelpunkt des darauffolgenden Teils. Mit Hilfe der Textanalyse der Rezensionen wird gezeigt, welche Kapitalien der ÜbersetzerInnen von den

RezensentInnen sichtbar gemacht werden. Aufgezeigt wird einerseits die Unsichtbarkeit und andererseits die implizite Sichtbarmachung von ÜbersetzerInnen.

Abschließend wird im vierten Abschnitt unter Einbeziehung des Begriffs „translatorischer Habitus“ eine Antwort auf die eingangs gestellte Frage skizziert, welches Bild von ÜbersetzerInnen und Übersetzung in den untersuchten Literaturrezensionen entsteht.

An dieser Stelle sei angemerkt, dass im Rahmen des methodologischen Ansatzes der vorliegenden Arbeit ein Fragebogen ausgearbeitet und an die Redaktionen der drei Tageszeitungen gesendet wurde. Ziel des Projektes war, Einblick in die Entscheidungskriterien bei den Redaktionen hinsichtlich der Rezensionspraktiken übersetzter Werke und der Auswahl von RezensentInnen zu erlangen. Die Fragebögen wurden nicht retourniert. Dieses Projekt könnte in einer weiterführenden Arbeit nochmals aufgegriffen werden. Der Fragebogen sind im Anhang dieser Arbeit inkludiert.

2 THEORETISCHER TEIL

Den theoretischen Rahmen der Arbeit bilden drei Abschnitte. Zuerst wird Lawrence Venutis Konzept der „Unsichtbarkeit“ von ÜbersetzerInnen beleuchtet, gefolgt von der Vorstellung vier übersetzungskritischer Modelle und schließlich Pierre Bourdieus Feldtheorie. Die Fragen werden soweit aufgeworfen und diskutiert, wie sie in die Diskussion der im praktischen Teil angeführten Analyse der Rezensionen einfließen. Der möglicherweise notwendige Ausbau theoretischer Aspekte bleibt weiterführenden Arbeiten vorbehalten.

2. 1 Die Unsichtbarkeit von ÜbersetzerInnen

Da der praktische Teil dieser Arbeit Aufschluss über die Sichtbarkeit bzw. Unsichtbarkeit von ÜbersetzerInnen in Literaturrezensionen U.S.-amerikanischer Zeitungen geben soll, wird an dieser Stelle der theoretische Rahmen dafür vorgestellt: das Konzept der „Unsichtbarkeit“. Das bis dato umfangreichste Werk zu diesem Thema wurde von Lawrence Venuti verfasst.

Lawrence Venuti ist Übersetzer und Englischprofessor an der Temple Universität in Philadelphia. Zu seinen zahlreichen Publikationen zählt a.u. *The Translator's Invisibility: A History of Translation* (1995), das in der Translationssoziologie eine bedeutende Rolle einnimmt. Im Rahmen dieser Arbeit werde ich auf die von Lawrence Venuti in die Translationswissenschaft (TWL) eingeführten Begriffe „Unsichtbarkeit“ von ÜbersetzerInnen, „Verfremdung“ und „Domestizierung“ eingehen.

Für Lawrence Venuti ist Übersetzung das Produkt verschiedener Einflüsse, die linguistischer, politischer, ideologischer und wirtschaftlicher Natur sein können. Kritik übt er am

Übersetzungsprozess und an Übersetzungskritik, speziell im angloamerikanischen Sprachraum, wo Übersetzung und daher auch ÜbersetzerInnen eine Außenseiterposition in der Gesellschaft einnehmen (vgl. Venuti 1995:19). Der relativ geringe Status von ÜbersetzerInnen ist geprägt durch den instabilen rechtlichen Status, besonders im Bereich der AutorInnenschaft und Urheberrechte (vgl. *ibid.*:6ff.).

2.1.1 *Das Konzept der Unsichtbarkeit von Lawrence Venuti*

Lawrence Venuti beschreibt das Phänomen der Unsichtbarkeit als Prozess, zu dessen wichtigsten AkteurInnen ÜbersetzerInnen und RezensentInnen zählen. Auf der einen Seite wird mit dem Ziel übersetzt, das Translat so „flüssig“ wie möglich zu gestalten. Auf der anderen Seite werden Übersetzungen für gewöhnlich so rezipiert als handle es sich um ein in der Zielsprache verfasstes Original. Dabei werden sprachliche und stilistische Eigenheiten und Formulierungen des Ausgangstextes (AT) weggelassen. Die Übersetzung liest sich wie ein in der Zielsprache verfasstes Werk. Somit entsteht der Eindruck, die Übersetzung spiegle die Persönlichkeit und die Absichten des Autors wider. Paradoxerweise sind „unsichtbare“ ÜbersetzerInnen umso erfolgreicher, je mehr ihre übersetzerische Tätigkeit in den Hintergrund und somit in den Schatten der AutorInnen tritt (vgl. *ibid.*:1ff.).

Für Lawrence Venuti ist Übersetzen stets mit Gewalt verbunden:

[...] this relationship points to the violence that resides in the very purpose and activity of translation: the reconstitution of the foreign text in accordance with values, beliefs and representations that preexist in the target language [...]. (Venuti 1995:18)

Ziel einer Übersetzung ist, das kulturell Andere als etwas Bekanntes wiederzugeben. Die linguistischen und kulturellen Eigenheiten des AT werden dabei mit den Wertvorstellungen des Zielpublikums ersetzt, um den Text für die LeserInnen verständlich zu machen. Die im angloamerikanischen Raum vorherrschende Übersetzungsstrategie des domestizierenden Übersetzens geht einher mit dem flüssigen Übersetzen (vgl. *ibid.*:15-17).

A translated text is judged successful – by most editors, publishers, reviewers, readers, by translators themselves – when it reads fluently, when it gives the appearance that it is not translated, that it is the original, transparently reflecting the foreign author’s personality or intention or the essential meaning of the foreign text. (Venuti 1992:4)

Die Illusion, die durch flüssiges Übersetzen entsteht - der Eindruck, der übersetzte Text sei das Original - bezeichnet Venuti als *simpatico*. Dabei wird die Identität zwischen AutorIn und ÜbersetzerIn angenommen (vgl. Venuti 1995:274).

Die Übersetzung wird daher nicht als solche gesehen, sondern, im Gegenteil, als das „Original“ betrachtet. Die Konsequenz ist, dass ÜbersetzerInnen „unsichtbar“ gemacht werden. Da „unsichtbare“ ÜbersetzerInnen, wie bereits erwähnt, erfolgreicher sind als ihre „sichtbaren“ KollegInnen, werden sie geradewegs in die Unsichtbarkeit gezwungen. ÜbersetzerInnen leisten dadurch selbst einen beträchtlichen Beitrag zur Fortsetzung ihres geringen Status (vgl. *ibid.*:1).

Lawrence Venuti stellt der domestizierenden Übersetzungsstrategie in Anlehnung an die Ideen Friedrich Schleiermachers jener des verfremdenden Übersetzens entgegen. Hierbei werden die linguistischen und kulturellen Unterschiede zwischen AT und ZIELTEXT (ZT) im Translat sichtbar gemacht (vgl. Venuti 1995:32). Anfang des 18. Jahrhunderts wies Friedrich Schleiermacher (1768-1834), Vorstand der theologischen Fakultät der Humboldt Universität in Berlin, auf diese Thematik hin. In seiner Rede „Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens“ im Jahr 1813

unterscheidet er zwischen zwei Übersetzungsmaximen: „Entweder der Übersetzer lässt den Schriftsteller möglichst in Ruhe, und bewegt den Leser ihm entgegen; oder er lässt den Leser möglichst in Ruhe, und bewegt den Schriftsteller ihm entgegen“ (Schleiermacher 1963:47). Schleiermacher spricht sich für die zweite Übersetzungsmethode aus.

[...] und der Uebersetzer muß also sich zum Ziel stellen, seinem Leser ein solches Bild und einen solchen Genuß zu verschaffen, wie das Lesen des Werkes in der Ursprache dem so gebildeten Manne gewährt, [...] Es liegt also in der Aufgabe der Übersetzung, eben dieses auch auf ihren Leser fortzupflanzen; sonst geht ihm ein oft sehr bedeutender Theil dessen, was ihm zugehört ist, verloren. (ibid.:51f.)

Venuti ist der Auffassung, die verfremdende Übersetzungsstrategie könne die im anglo-amerikanischen Sprachraum vorherrschende Strategie des domestizierenden Übersetzens untergraben. Nur durch „resistancy“, d.h. das Aufzeigen der linguistischen und kulturellen Unterschiede, könne man Widerstand gegen das Dominieren von Werten in der Zielkultur leisten.

A translated text should be the site where a different culture emerges, where a reader gets a glimpse of a cultural other, and resistancy, a translation strategy based on an esthetic of discontinuity, can best preserve that difference, that otherness, by reminding the reader of the gains and losses in the translation process and the unbridgeable gaps between cultures. (Venuti 1995:85)

Somit stellt die verfremdende Übersetzungsstrategie auch eine Art des Widerstandes gegen Ethnozentrismus, Rassismus und kulturellen Imperialismus dar (vgl. ibid.:20).

Das Vorherrschen der domestizierenden Übersetzungsstrategie geht unter anderem auf wirtschaftliche Gründe zurück. Flüssige Übersetzungen sind gut lesbar und lassen sich daher gut verkaufen, was von HerausgeberInnen und RezensentInnen bzw. den Gegebenheiten der Buchmärkte durchaus befürwortet wird (vgl. *ibid.*:15). Neben den wirtschaftlichen Überlegungen handelt es sich dabei wahrscheinlich auch um eine Anerkennung des Wunsches der LeserInnen, eine angenehme Leseerfahrung zu machen. Die Entfremdung ist daher ein intellektuelles und nicht unbedingt ein ästhetisches Prinzip (vgl. Howes 2008).

Die Entscheidung, ob ein Text verfremdend oder domestizierend übersetzt wird, hängt schließlich vor allem von den wirtschaftlichen Umständen ab, in denen eine Übersetzung publiziert und rezipiert wird.

2.1.2 *Kritik an Venutis Konzept der Unsichtbarkeit*

Lawrence Venutis Konzept der Unsichtbarkeit wurde von zahlreichen Vertretern der Translationswissenschaft einer kritischen Analyse unterzogen. Die folgenden Kritikpunkte werden in gekürzter Fassung und in chronologisch absteigender Reihenfolge präsentiert.

Mary Snell-Hornby weist im letzten Teil ihre Buches *The Turns of Translation Studies. New Paradigms or shifting viewpoints?* kurz darauf hin, dass dem domestizierenden Übersetzen nicht einzig und allein durch die Veränderung von Übersetzungsstrategien entgegengewirkt werden kann. Sie führt jedoch keine konkreten Beispiele an, worum es sich dabei handeln könnte (vgl. Snell-Hornby 2006:147-148).

Obwohl Wiebke Sievers (siehe Punkt 2.1.4) Venutis Versuch, der entfremdenden Übersetzungsstrategie auf praktischer Ebene entgegenzuwirken, würdigt, stellt sein Beharren auf

Verfremdung für sie lediglich das Gegenteil von Entfremdung im selben System dar (vgl. Sievers 2007:20f.). Sie bezeichnet Venutis Übersetzungsstrategie als

[...] exoticist because it turns the uncontrollable other into a shadow of the self, which is as much an appropriation of otherness as the continuous reproduction of sameness he aims to undermine. (ibid.:21)

Tarek Shamma exerziert dies am Beispiel von Richard Burtons englischer Übersetzung der *Arabian Nights* (1885-86). Für Richard Burton stellt sein eigenes Werk „a repertory of Eastern knowledge in its esoteric phase“ (Shamma 2000:52, zit. nach Burton 1885 I:xix) dar. Im Gegensatz zu vorhergegangenen englischsprachigen Übersetzungen der *Arabian Nights*, in denen der AT der vom rigiden Viktorianismus beherrschten Zielkultur angepasst wurde, sollte Richard Burtons Übersetzung den englischsprachigen Lesern den Orient näherzubringen, „[...] just as though they had lived there“ (ibid.:57, zit. nach ibid.:xxiii).

Man könnte Burtons Übersetzung demnach ein Paradebeispiel für Venutis verfremdende Übersetzungsstrategie nennen. Tarek Shamma zeigt jedoch auf, dass der Text andere Auswirkungen hatte, als in Venutis Theorie postuliert wird. Anhand von Textanalysen aus Rezensionen wird ersichtlich, dass Burtons Augenmerk auf das Fremde die Auswirkung hatte, „that the translation became more ‘eccentricizing’ and ‘exoticizing’ than foreignizing“ (ibid.:63). Die Leser konnten sich dadurch in ihrer vermeindlichen Überlegenheit gegenüber der Ausgangskultur bestärken. Das Handeln der „Arabs“ (ibid.:57) wurde im öffentlichen Diskurs mit jenem von Kindern verglichen und daher auch als solches wahrgenommen: „[...] who say what they think with all the unrestraint of children“ (ibid.:64, zit. nach Lincoln Gazette 1885:464).

Ein weiterer Kritikpunkt an Venutis verfremdender Übersetzungsstrategie ist, dass sie die Machtbeziehungen zwischen Kulturen nicht in Betracht zieht. Maria Tymoczko argumentiert, dass das Hinterfragen des flüssigen Übersetzens in europäischen Kulturen und dem angloamerikanischen Raum funktioniere, d.h.: in Kulturen, die ebenbürtige Spieler im globalen Machtkampf sind, nicht aber in jenen Kulturen, die keine Machtposition einnehmen. Da sie im globalen Machtkampf keine zentrale Rolle spielen, zählt domestizierendes Übersetzen hier überhaupt nicht zur Norm (vgl. Tymoczko 2000:23-47).

Auch Übersetzer und Professor Anthony Pym übt Kritik an Venutis Konzept der Unsichtbarkeit. Er weist auf die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis hin. Dafür zieht er Lawrence Venuti als Beispiel heran, der als Übersetzer und Translationswissenschaftler einen hohen Status genießt und somit selbst alles andere als unsichtbar ist (vgl. Pym 1996:173). Ein weiterer Kritikpunkt zielt darauf ab zu widerlegen, dass flüssiges Übersetzen kein ausschließlich, wie es Venuti formuliert, „radically English phenomenon“ sei (ibid.:171).

2.1.3 Kurzzusammenfassung

Trotz dieser zahlreichen Kritikpunkte gilt Lawrence Venutis Werk in der TLW als aussagekräftig für den niedrigen Status von ÜbersetzerInnen.

Die beiden unterschiedlichen Übersetzungsstrategien, die des entfremdenden auf der einen und des domestizierenden auf der anderen Seite sowie des damit zusammenhängenden flüssigen Übersetzens, werden im Laufe dieser Arbeit wieder aufgegriffen werden.

Von Bedeutung für die Arbeit ist weiters der Begriff der Unsichtbarkeit. Die Basis einer Bewusstseinsänderung über den Status der Übersetzung und die Rolle von ÜbersetzerInnen

müssen unter anderem Veränderungen im Rezensionswesen sein (vgl. Venuti 1995:312). In Abschnitt 3.3 wird die quantitative Analyse der Rezensionen Aufschluss darüber geben, welche „Kapitalien“ der ÜbersetzerInnen von den RezensentInnen sichtbar gemacht werden. Weiters wird es möglich sein herauszufiltern, inwieweit ÜbersetzerInnen selbst für ihre Unsichtbarkeit zur Verantwortung gezogen werden können.

2.1.4 *Fallstudie von Wiebke Sievers (2007)*

Die folgende Kurzvorstellung von Wiebke Sievers Buch *Contemporary German Prose in Britain and France (1980-1999) A Case Study of the Significance of Otherness in Translation* stellt die in Praxis und Theorie fundierte Ergänzung zu Lawrence Venutis verfremdender Übersetzungsstrategie dar. Sie stellt Venutis Auffassung des Begriffs „Verfremdung“ in Frage und erweitert die Bedeutung desselben. Wiebke Sievers diskutiert weiters den Begriff „otherness“ in Zusammenhang mit verfremdenden Übersetzungsstrategien.

Wiebke Sievers promovierte an der Universität von Warwick in Translationswissenschaft. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) in Wien.

Der Begriff „otherness“ ist für die TLW, speziell für das Übersetzen, von großer Bedeutung, wurde aber bis dato in der Forschung vernachlässigt. Wiebke Sievers zeigt auf, dass die verfremdenden Übersetzungsstrategien den selben nationalistischen Agenden folgen, die sie zu unterminieren versuchen. In ihrer Untersuchung von Übersetzungen deutschsprachiger Werke in den Jahren 1980-1999 kommt Sievers zum Schluss, dass sowohl in Großbritannien als auch in Frankreich die von ihr untersuchten Übersetzungspraktiken dazu dienen, die Überlegenheit der

eigenen Kultur gegenüber der Ausgangskultur zu bestärken. Der Rahmen für diesen Prozess wird von der Zielkultur geformt, der Prozess selbst von RezensentInnen, HerausgeberInnen und ÜbersetzerInnen gesteuert. Mit dieser Einstellung wird gegenüber der Ausgangskultur eine überlegene Position eingenommen, die Wiebke Sievers als arrogant und nationalistisch bezeichnet (vgl. Sievers 2007).

2.1.4.1 Der Begriff „otherness“

Wiebke Sievers bespricht in ihrem Buch die Problematik des Begriffs „otherness“. Dieser Begriff ist von zentraler Bedeutung für das Übersetzen, da es beim Übersetzungsprozess darum geht, fremde Elemente von einer Sprache in die andere zu transportieren.

„Otherness“ kann im Kontext des Übersetzens verschiedene Bedeutungen annehmen. In ihrem Buch hinterfragt Wiebke Sievers die verfremdenden Übersetzungstheorien, wie beispielsweise jene Friedrich Schleiermachers und Lawrence Venutis. Sie führt Walter Benjamins Übersetzungstheorie an, um eine andere Sichtweise des Begriffs „otherness“ offenzulegen. In Friedrich Schleiermachers und Lawrence Venutis Übersetzungstheorien wird, wie bereits in Punkt 2.1.1 erwähnt, postuliert, dass ein fremdsprachiger Text, nachdem er übersetzt wurde, noch als solcher erkennbar ist, d. h. die linguistischen und stilistischen Unterschiede zwischen AT und ZT im Translat erhalten bleiben. Sievers kritisiert diese Kategorisierung und argumentiert, dass diesen Theorien eine bestimmte und einschränkende Bedeutung des Begriffs „otherness“ unterliegt (vgl. Sievers 2007:3).

Sievers ist der Auffassung, dass in Schleiermachers und Venutis Theorien „otherness“ im Gegensatz zum „self“ gesehen wird. Man verschreibt sich somit der Übersetzungsstrategie „of understanding and appropriating otherness“ (ibid.:2), die meist dazu dient, das

Nationalbewusstsein zu stärken (vgl. *ibid.*). Das „nationale“ ist dabei nur ein Element, das die Komplexität des Begriffs „otherness“ ausmacht. „Otherness“ beinhaltet ebenso ideologische und soziale Elemente (vgl. *ibid.*).

In jenen Theorien hingegen, die das „self“ als Konstrukt sehen, da es „otherness“ bereits beinhaltet, wird Übersetzung als Mittel gesehen, das dazu dient, Nationalsprachen, Kulturen und Identitäten zu hinterfragen. Sievers nimmt den zweiten Ansatz als Ausgangspunkt ihrer Analyse und untersucht die Bedeutung und Einschränkung von „otherness“ in den vorherrschenden Übersetzungstheorien, die sowohl in Grossbritannien als auch in Frankreich und generell in der westlichen Welt, wie sie annimmt, bestimmte Übersetzungsstrategien beeinflussen (vgl. *ibid.*:12).

2.1.4.2 Verfremdende Übersetzungsstrategien

Die in der TLW in den 80er und 90er Jahren unter dem Begriff „Verfremdung“ bekannt gewordenen Übersetzungsstrategien können nach Wiebke Sievers, wie bereits erwähnt, in zwei Kategorien eingeteilt werden. Auf der einen Seite gibt es die Tendenz „otherness“ zu übernehmen und in der Übersetzung explizit sichtbar zu machen, wie beispielsweise in den Theorien Schleiermachers und Venutis postuliert wird. Auf der anderen Seite gibt es Theorien, deren Ziel es ist, die Fremdheit der eigenen Sprache offenzulegen und somit hervorzuheben, dass „otherness“ bereits ein Teil des „self“ ist. Wiebke Sievers' Fokus liegt dabei auf der Übersetzungstheorie des Philosophen und Literaturkritikers Walter Benjamin (1892-1940). Benjamin meint, dass „otherness“ im „self“ verankert sei und unterminiert somit die Idee des ethnozentristischen Denkens und Übersetzens (vgl. *ibid.*:19ff.).

Im seinem Aufsatz „Die Aufgabe des Übersetzers“, der im Jahr 1923 als Vorwort zu Steiners Übersetzung von Baudelaires *Tableaux parisiens* erschien, überdenkt Walter Benjamin das

Konzept „Übersetzung“. Für Benjamin ist Übersetzung kein Akt der interkulturellen Kommunikation, dessen Ziel es ist, den Inhalt des Textes einem Publikum zu übermitteln, das diesen aufgrund sprachlicher Barrieren nicht versteht.

Ihr Wesentliches [der Übersetzung] ist nicht Mitteilung, nicht Aussage. Dennoch könnte diejenige Übersetzung, welche vermitteln will, nichts vermitteln als die Mitteilung, also Unwesentliches. [...] Übersetzung ist eine Form. Sie als solche zu erfassen, gilt es zurückzugehen auf das Original. Denn in ihm liegt deren Gesetz als in dessen Übersetzbarkeit beschlossen.
(Benjamin 1972:9)

Für Walter Benjamin ist Übersetzung ein Produkt des Originals und stellt gleichzeitig das Überleben des Ausgangstextes dar. „In ihnen [den Übersetzungen] erreicht das Leben des Originals seine stets erneute späteste und umfassendste Entfaltung“ (ibid.:11). Die Bedeutung des Originals ist nicht fix festgesetzt und entfaltet sich erst allmählich. Benjamin deutet an, dass die Originaltexte im Grunde nicht erschließbar sind. In „Die Aufgabe des Übersetzers“ beschreibt er eben diese Unzulänglichkeit als unabdingbare Voraussetzung für die Übersetzbarkeit eines Textes (vgl. Sievers 2007:26).

Die Frage nach der Übersetzbarkeit eines Werkes ist doppelsinnig. Sie kann bedeuten: ob es unter der Gesamtheit seiner Leser je seinen zulänglichen Übersetzer finden werde? oder, und eigentlich: ob es seinem Wesen nach Übersetzung zulasse und demnach – der Bedeutung dieser Form gemäß - auch verlange. (Benjamin 1972:10)

Die Übersetzbarkeit eines Werkes ist demnach nicht an linguistische Probleme gebunden, die beim Übersetzen gelöst werden müssen. Benjamins Idee von Übersetzung setzt voraus, dass Übersetzbarkeit ein inhärenter Bestandteil des Originals ist (vgl. Sievers 2007:26f.).

Entsprechend bliebe die Übersetzbarkeit sprachlicher Gebilde auch dann zu erwägen, wenn diese für die Menschen unübersetzbar wären. [...] Denn es gilt der Satz: Wenn Übersetzung eine Form ist, so muß Übersetzbarkeit gewissen Werken wesentlich sein. (Benjamin 1972:10)

In seiner Dissertation über den Begriff „Kunstkritik in der deutschen Romantik“ legt Walter Benjamin den Wert eines literarischen Werkes anhand dessen Eigenschaft, Formen zu reflektieren, fest. „Die immanente Tendenz des Werkes und demgemäß der Maßstab seiner immanenten Kritik ist die ihm zugrunde liegende und in seiner Form ausgeprägte Reflexion“ (Sievers 2007:27, zit. nach Benjamin 1974:77). Wenn die Form eines Werkes im Werk selbst widergespiegelt wird, ist es kritisierbar, da die Beziehungen zu *a priori* Ideen von Form sichtbar werden. Analog dazu wird die Übersetzbarkeit eines Textes durch die Widerspiegelung der Sprache im Werk selbst determiniert. Dadurch kann der Text mit *a priori* Ideen von Sprache in Verbindung gesetzt werden (vgl. *ibid.*).

Wenn in der Übersetzung die Verwandtschaft der Sprachen sich bekundet, so geschieht es anders als durch die vage Ähnlichkeit von Nachbildung und Original. [...] Vielmehr beruht alle überhistorische Verwandtschaft der Sprachen darin, daß in ihrer jeder als ganzer jeweils eines und zwar dasselbe gemeint ist, das dennoch keiner einzelnen von ihnen, sondern nur der Allheit ihrer einander ergänzenden Intentionen erreichbar ist: die reine Sprache. (Benjamin 1972:11)

Walter Benjamin schreibt weiters, Aufgabe des Übersetzers sei, „Jene reine Sprache, die in fremde [Sprachen] gebannt ist, in der eigenen zu erlösen, die im Werk gefangene in der Umdichtung zu befreien, (...)“ (*ibid.*:19). Der Begriff „reine Sprache“ beschreibt den Anfang und das messianische Ende aller Sprachen. Die „reine Sprache“ wurde im Zuge des Turmbaus zu Babel und der daraus resultierenden Sprachenverwirrung zerstört und auf ein willkürliches System von Zeichen reduziert, so Benjamin. Diesen Zustand bezeichnet er als die „Fremdheit der

Sprachen“. Sprachen sind lediglich eine Übergangslösung, denn „all languages are striving towards overcoming this state of alienation“ (Sievers 2007:28). Für Walter Benjamin hat Sprache demnach eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen. Er koppelt diese Sicht von Sprache an sein Konzept von Geschichte; jeder Moment der Gegenwart enthält Teile der Zukunft. Diese Zukunft sieht am Ende der Zeit die Realisierung von Gottes Reich auf Erden vor.

Wenn das „Streben der Sprachen“ Übersetzen in Gang setzt, ist es, so Benjamin, Aufgabe des/der Übersetzers/Übersetzerin, die schwindenden Grenzen zwischen den Sprachen offen zu legen. „Um ihretwillen [der reinen Sprache] bricht er [der Übersetzer] morsche Schranken der eigenen Sprache. Luther, Voß, Hölderlin [...] haben die Grenzen des Deutschen erweitert“ (Benjamin 1972:19).

Die verfremdende Übersetzungstheorie Walter Benjamins bringt, wie auch die Theorien Schleiermachers und Venutis, den Kontrast zwischen „otherness“ und „self“ zum Ausdruck. Der Unterschied besteht darin, dass für Benjamin, „otherness“ bereits Teil jeder Sprache ist, der durch Übersetzung sichtbar gemacht werden soll. Benjamins verfremdende Übersetzungstheorie erlaubt demnach nicht das Wachsen der Nationalsprachen. Im Gegenteil, sie legt ihren Anteil an fremden Elementen und den Zustand der Verfremdung zur reinen Sprache und offen (vgl. Sievers 2007:28). Diese Aussage scheint einen Gegensatz zu der oben zitierten Aussage von Walter Benjamin darzustellen. Wenn Luther, Voß, Hölderlin [...] die Grenzen des Deutschen erweitern, stellt das nicht das Wachsen der Nationalsprache dar? Man kann annehmen, dass Wiebke Sievers, wenn sie vom Wachsen der Nationalsprachen spricht, den Fokus auf das nationalistische Element legt, das die Abgrenzung zu anderen Sprachen und Kulturen impliziert. Trotz dieser theoretisch divergierenden Annahmen, die allesamt unter dem Titel verfremdende Übersetzungsstrategien zusammengefasst werden, stellt sich die Frage, wie sich der von Wiebke

Sievers herausgearbeitete Unterschied zwischen Schleiermachers, Venutis und Benjamins Theorien in die Praxis umsetzen bzw. im Translat erkennen lässt. Wie, falls überhaupt möglich, kann der Leser herausfinden, welche Agenda hinter der Übersetzung steht? Man kann annehmen, dass es sich bei den oben beschriebenen Aussagen vorrangig um eine intellektuelle Auseinandersetzung handelt, die dem „Normalleser“ verborgen bleibt.

Dennoch ist es unter anderem Ziel dieser Arbeit, in Abschnitt 3.4 anhand der Rekonstruktion der angewandten Übersetzungsstrategien herauszufinden, welche Agenda hinter der Übersetzung steht.

2.1.5 *Ausblick*

Wiebke Sievers plädiert im Bezug auf die von ihr untersuchten Übersetzungstrategien für einen Perspektivenwechsel theoretischer und praktischer Natur von HerausgeberInnen und ÜbersetzerInnen. Übersetzung solle nicht mehr als das traditionelle Werkzeug „Vermittler zwischen Kulturen“ angesehen werden, da dies lediglich zur Erhaltung imaginärer Kulturen beiträge. (ibid.:37) Übersetzung solle auch nicht länger Hilfsmittel sein, um die eigene Kultur, die als überlegen angesehen wird, von anderen abzugrenzen, sondern sollte, im Gegenteil, „the otherness underlying these alleged selves“ (ibid.:191) sichtbar machen.

Ob dieser Ansatz Teil einer Übersetzungskritik werden wird bzw. sich als relevant für eine solche herausstellt oder ein rein intellektuelles „Problem“ bleibt, wird sich, nehme ich an, erst in geraumer Zeit herauskristallisieren.

2.1.6 *Zwischenbilanz*

Die Diskussion der Übersetzungstrategien greift die Problematik der Position von ÜbersetzerInnen in der Öffentlichkeit auf. Anlässlich des X. Weltkongresses der FIT (Fédération Internationale des Traducteurs) im Jahr 1985 in Wien zeichnete Mario Wandruszka ein optimistisches Bild für ÜbersetzerInnen: „In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts hat sich die moralische Position, aber auch die finanzielle Situation dieser Berufsgruppe in vielen Ländern entscheidend verbessert“ (Bühler 1985:57).

Die Aussage des angesehenen Übersetzers Burkhard Kröber, dass die meisten Übersetzer noch in einem „schalldichten Raum“ (Tippner 2000:267) sitzen, da sie weder von RezensentInnen erwähnt werden, noch Verlage für Übersetzungen werben, deutet jedoch darauf hin, dass hinsichtlich der Verbesserung der Stellung von ÜbersetzerInnen und deren Status von RezensentInnen, HerausgeberInnen und von ÜbersetzerInnen selbst Arbeit geleistet werden muss. Darüber, ob Übersetzungskritik in U.S.-amerikanischen Feuilletons zur Verbesserung des Status von ÜbersetzerInnen beiträgt, wird die qualitative Analyse der Rezensionen in Abschnitt 3.3 zeigen.

2.2 Übersetzungskritik

Im nun folgenden Teil wird ein Einblick in existierende Modelle einer Übersetzungskritik gegeben. Somit soll der Frage nachgegangen werden, ob es Modelle für Übersetzungskritik gibt, die über die in den Feuilletons typischen Floskeln hinausgehen. Vorangestellt sei diesem Kapitel, dass in der Fachliteratur hinsichtlich Übersetzungskritik zwischen Theorie und Praxis unterschieden wird. Es wird darauf hingewiesen, dass Übersetzungskritik in erster Linie in Feuilletons stattfindet (vgl. Kaindl 1999:373), während man sich in der TLW der theoretischen Beschäftigung mit Übersetzungskritik widmet (vgl. Ammann 1990:210).

2.2.1 *Forschungsstand und Praxis*

In der Fachliteratur wird hervorgehoben, dass Übersetzungskritik lange von der Übersetzungswissenschaft vernachlässigt wurde (vgl. Kaindl 1999:373). Wolfram Wills meint dazu, dass „das Fehlen eines systematischen, methodisch stringenten übersetzungskritischen Fundierungshorizonts in der einschlägigen Literatur augenfällig ist“ (Wills 1977:279). Klaus Kaindl weist darauf hin, dass in der Übersetzungswissenschaft erst in den 70er Jahren erste Versuche unternommen wurden, die Aufgaben und Ziele von Übersetzung genauer zu definieren (vgl. Kaindl 1999:373).

2.2.1.1 Übersetzungskritik im deutschsprachigen Raum

Wie sieht es mit der Übersetzungskritik in der Praxis aus? „Eine Literaturkritik, die ihre Aufmerksamkeit auch auf die Übersetzung richtet, ist immer noch die Ausnahme in deutschen

Feuilletons“ (Schulte 2000:3). Zu einer ähnlichen Schlussfolgerung kommt auch Jochen Schimmang: „In der deutschen Literaturkritik, [...] soweit sie sich mit Übertragungen fremdsprachiger Literatur ins Deutsche befasst, findet eine Übersetzungskritik nicht statt“ (Schimmang 1996:26).

Wie man an diesen Aussagen feststellen kann, fristen ÜbersetzerInnen ein Schattendasein, wie auch eine Umfrage aus dem Jahr 1996 belegt. Von 62 untersuchten Buchbesprechungen in Zeitungen und Zeitschriften aus Deutschland, Österreich und der Schweiz „vergaßen über 75%, den/die ÜbersetzerIn zu erwähnen“ (Kuhn 1996:73). Findet Übersetzungskritik doch statt, ist der Hinweis auf eine schlechte Übersetzung und das Suchen nach Fehlern eine der häufigsten Wertungen in Literaturkritiken (vgl. Tippner 2000:272). Wenn die Wertung der Übersetzung dennoch positiv ausfällt, finden sich meist Adjektive wie „kongenial“, oder Phrasen wie „das liest sich wie das Original“ (Schimmang 1996:26).

Margret Ammann meint, dass Übersetzungskritiker das Translat oft an ihrer Interpretation des Originals beurteilen.

Wenn wir eine Übersetzung bewerten und sie mit dem sogenannten ‚Original‘ vergleichen, vergleichen wir im Grunde die Übersetzung mit unserer Interpretation des Originals, die mit der des Übersetzers nie genau übereinstimmen wird. (ibid.: 228 zit. nach Arrojo 1986:137)

Subjektive Beschreibungen dieser Art sind jedoch nicht aufschlussreich. Sie werfen wenig Licht auf den Übersetzungsprozess und machen den Leser nicht auf die Mechanismen und Entscheidungsprozesse, die beim Übersetzen stattfinden, aufmerksam.

2.2.1.2 Übersetzungskritik im angloamerikanischen Raum

Im angloamerikanischen Raum gestaltet sich die Situation für ÜbersetzerInnen ähnlich.

Typischerweise wird in Literaturrezensionen nur flüchtig auf die Übersetzung oder den/die ÜbersetzerIn hingewiesen. In zahlreichen Zeitungen, wie beispielsweise der *Los Angeles Times*, werden die ÜbersetzerInnen nicht einmal in den bibliographischen Angaben erwähnt. (Venuti 1995:8) Venuti bezieht sich auf Forschungsergebnisse aus den frühen 80er Jahren. Die Analyse der Rezensionen in Abschnitt 3.2 wird zeigen, ob die ÜbersetzerInnen in den bibliographischen Angaben der untersuchten Rezensionen erwähnt werden.

Carol S. Maier äußert sich zur Problematik folgendermaßen: „Although thoughtful, thorough reviews of translation do appear from time to time, particularly in certain journals, the overall situation is one that continues to trouble translators“ (Maier 1996:243).

Der Kern des Problems ist für Raymond van den Broeck, dass Rezensionen „amateurhaft“ (van den Bröck 1982:55) sind. „Amateurhaft“, da RezensentInnen meist nicht SpezialistInnen in der TLW sind und daher, wie bereits erwähnt, selten Übersetzungskritik betreiben (vgl. *ibid.*).

Die Verantwortung liegt dabei aber auch bei den HerausgeberInnen, deren Aufgabe es ist, „geeignete“ RezensentInnen auszuwählen (Maier 1996:245). Das Adjektiv „geeignet“ ist problematisch, da es nicht die Eigenschaften definiert, die RezensentInnen, die Übersetzungskritik betreiben, haben sollten. Die Analyse der bourdieusichen Kapitalien (siehe Abschnitt 2.4) der RezensentInnen in Punkt 3.3.2 wird Rückschlüsse auf die Eigenschaften erlauben, die jene RezensentInnen mitbringen, die in den drei untersuchten Zeitungen übersetzte Bücher rezensieren.

2.2.2 *Übersetzungskritische Modelle*

Aufgrund der unterschiedlichen theoretischen Ausrichtungen der Übersetzungswissenschaft existieren zahlreiche übersetzungskritische Modelle (vgl. Kaindl 1999:373). Die nun folgenden vier Modelle einer Übersetzungskritik von Katharina Reiß (1971), Wolfram Wills (1977), Margret Ammann (1990) und Klaus Kaindl (2001) stellen eine Auswahl der existierenden Modelle dar, da eine ausführliche Vorstellung derselben den thematischen Rahmen dieser Arbeit überschreiten würde.

2.2.2.1 Katharina Reiß (1971)

In ihrem Buch *möglichkeiten und grenzen der übersetzungskritik. kategorien und kriterien für eine sachgerechte beurteilung von übersetzungen* (1970) vertritt Katharina Reiß die Meinung, dass Übersetzungskritik drei Funktionen zu erfüllen habe. Sie solle einerseits zu einer Verbesserung der Qualität von Übersetzungsleistungen beitragen und andererseits das Interesse in der Öffentlichkeit nach verbesserten Übersetzungen anregen. Aufgabe der Übersetzungskritik sei außerdem in der Übersetzerausbildung das Sprachbewusstsein sowie den außersprachlichen Horizont zu erweitern (vgl. Reiß 1971:7). Sie meint auch, dass Übersetzungskritik nur von jemandem geübt werden sollte, der mit der Ziel- und Ausgangssprache des zu übersetzenden Textes vertraut ist. (ibid.:11; Hervorh. im Orig.)

Für ihr übersetzungskritisches Modell wählt Katharina Reiß als Ausgangspunkt eine texttypologische Differenzierung, da der jeweilige Texttyp die zu wählende Übersetzungsstrategie und die Rangfolge des in der Zielsprache (ZS) zu Bewahrenden festlegt (ibid.:34). Die erste der drei Kategorien einer Übersetzungskritik ist die vom jeweiligen Texttyp abhängige literarische

Kategorie. Weiters führt sie eine sprachliche Kategorie an - die „innersprachlichen Instruktionen“ - welche die semantischen, lexikalischen, grammatischen und stilistischen Merkmale des AT und ihre Äquivalente im ZT berücksichtigt, gefolgt von einer pragmatischen Kategorie. Letztere beachtet die außersprachlichen Determinanten und deren unterschiedlichen Auswirkungen auf die sprachliche Gestaltung des Textes (vgl. *ibid.*:54-88).

Katharina Reiß plädiert außerdem für eine personale Kategorie in der Übersetzungskritik (vgl. *ibid.*:109f.). Damit ist gemeint, dass Übersetzungskritik durch den „subjektiven“ Faktor, die Persönlichkeit der ÜbersetzerInnen und RezensentInnen, deren Bildung und Sprachstil beispielsweise, bestimmt ist. Für Pauschalurteile wie „vorzüglich übersetzt“ oder „kongeniale Übersetzung“ sowie die Radikal-Zensuren „falsch“ und „richtig“ (*ibid.*) sollte es keinen Platz in der Übersetzungskritik geben. Übersetzungskritik kann demnach nur ein gewisses Maß an Objektivität erlangen, wenn diese subjektiven Faktoren in Betracht gezogen werden und in der Rezension sichtbar gemacht werden (vgl. *ibid.*:110).

2.2.2.2 Wolfram Wills (1977)

Ein weiteres Modell zur Qualitätsbewertung von Übersetzungen wurde von Wolfram Wills präsentiert (1977). Für ihn besteht das Ziel von Übersetzungskritik darin, eine Übersetzung auf ihre Qualität hin – „unter Berücksichtigung positiver und negativer Faktoren – so objektiv wie möglich zu beurteilen“ (Wills 1977:279). Gleichzeitig wirft er die Frage auf, inwieweit Übersetzungsprozesse überhaupt einem übersetzungskritischen Normenkontrollverfahren unterwerfbar sind (vgl. *ibid.*:285). Wolfram Wills ortet eine weitere Problematik der Übersetzungskritik im Postulat der ausgangssprachlich orientierten Übersetzung, das die

Übersetzungswissenschaft lange verfocht und das die Übersetzungspraxis beeinflusste (vgl. *ibid.*:280).

Für Wolfram Wills ist die praktische Übersetzungskritik in Rezensionen von Tageszeitungen und Zeitschriften durch Beiläufigkeitscharakter gekennzeichnet. Er bemängelt, dass in der Übersetzungskritik teils sprachliche mit teils außersprachlichen Faktoren, wie beispielsweise kulturelle Aspekte, die bei der Produktion und Rezeption eines Translats eine tragende Rolle einnehmen, in vereinfachter Form miteinander vermischt werden (vgl. *ibid.*:281f.). Ähnlich wie Katharina Reiß vertritt er die Meinung, dass jeder Texttyp eine eigene Übersetzungsstrategie verlange und somit auch spezifische übersetzungskritische Ansätze entwickelt werden müssen (vgl. *ibid.*:283). Eine entscheidende Rolle schreibt er dabei dem/der ÜbersetzerIn zu, denn die Übersetzungsstrategie hänge nicht einzig und allein vom Texttyp, sondern von der Transferkompetenz, d.h. den sprachlichen und außersprachlichen Kompetenzen des/der jeweiligen Übersetzers/Übersetzerin, ab (vgl. *ibid.*:284).

Was bedeutet das für die ÜbersetzungskritikerInnen? Geht es nach Wolfram Wills, müssen KritikerInnen sowohl den AT als auch den ZT unter Berücksichtigung „textfunktionaler, textkonstitutiver und textrezeptiver Faktoren auf ihre qualitative Konvergenz überprüfen“ (*ibid.*:286). Obwohl es für ihn den/die ideale/n ÜbersetzungskritikerIn nicht gibt, sollte sich dieser/diese idealerweise in die Zielvorstellungen der ÜbersetzerInnen hineinversetzen können. Optimale übersetzungskritische Bedingungen gibt es, so Wills, nur dann, wenn eine enge Zusammenarbeit mit dem/der ÜbersetzerIn besteht, was in der Praxis nur selten vorkommt bzw. praktiziert werden kann (vgl. *ibid.*:287).

Die beiden vorgestellten Modelle, die, wie bereits eingangs erwähnt, eine Auswahl übersetzungskritischer Modelle darstellen, gehen vom Original als Ausgangspunkt für eine

Übersetzungskritik aus. Während Wolfram Wills auf dem Äquivalenzpostulat beharrt (vgl. *ibid.*:284) gibt Katharina Reiß zu, dass „die Beurteilung einer Übersetzung allein aufgrund des zielsprachlichen Textes durchaus sinnvoll sein kann“ (Reiß 1971:23). Dennoch orientiert sie sich an einer AT-abhängigen Kritik zur Beurteilung von Übersetzungen (*ibid.*).

Basierend auf der Skopostheorie¹ (Vermeer 1978) und der Theorie des Translatorischen Handelns (Holz-Mänttari 1984) unternimmt Margret Ammann (1990) den Versuch, ein rein zieltextorientiertes übersetzungskritisches Vorgehen zu entwickeln (vgl. Kaindl 1999:375). Sie deutet darauf hin, dass dieser Versuch dazu dient, Übersetzungskritik in die allgemeine Translationstheorie einzubinden, um somit ein methodisches und „nachvollziehbares“ Vorgehen beschreibbar zu machen (vgl. Ammann 1990:211). Ammann meint weiters, dass der Großteil der übersetzungskritischen Modelle, wie beispielsweise jenes von Wills, auf einer sprachvergleichenden Grundlage basieren und daher den kulturellen Aspekt außer Acht lassen.

¹ Die Skopostheorie (Vermeer 1978) ist eine allgemeine Theorie der Translation, die durch einen funktionsorientierten Ansatz die Grundlage für ein neues Paradigma in der Translationswissenschaft bildet. Die zwei wichtigsten Punkte der Skopostheorie sind Zielgerichtetheit und Professionalität.

Wie jedes Handeln folgt das translatorische Handeln einem Ziel, dem „Skopos“. Der Skoposbegriff kann sich auf den Translationsprozess und auch auf das Translat beziehen. Während der Translationsskopos das vom Translator intendierte Ziel bezeichnet, steht der Translatkopos für die Funktion des Translats.

Die Skopostheorie sieht den/die TranslatorIn als ExpertIn interkultureller Kommunikation. Der/die TranslatorIn trägt die Verantwortung für ein skoposadäquates Handeln. Seine/ihre Aufgabe ist es, auf Kultur-, Adressaten- und Situationsspezifika einzugehen, sich den Erwartungen der Zielkultur (oder einer Gruppe darin) gemäß zu verhalten oder auch gegen sie zu verstoßen, was auch Wissen über Sanktionen voraussetzt, mit denen eventuell zu rechnen ist. Im Rahmen der Skopostheorie gehört es ebenfalls zur Aufgabe der TranslatorInnen, den Auftraggeber über seine/ihre Bedenken zu informieren. Eine Werbefirma besteht beispielsweise darauf, einen bestimmten Slogan auf sprachlicher Ebene zu übertragen. Der/die TranslatorIn entscheidet jedoch, dass der Werbeslogan im AT aus kulturspezifischen Gründen im ZT nicht beibehalten werden kann. Die Professionalität des/der TranslatorIn besteht darin, den Auftraggeber über den absehbaren Mißerfolg des Vorhabens zu informieren, oder, wenn es nicht zu einem Konsens kommt, den Auftrag abzulehnen. Die Faktoren zu erkennen, die in der Zielkultur zu einem optimalen Funktionieren des ZT beitragen, ist Voraussetzung für das professionelle Handeln von TranslatorInnen., wobei „Funktionieren“ unter dem Aspekt des jeweiligen Skopos der Translation verstanden werden soll (vgl. Dizdar 1998:104-106).

2.2.2.3 Margret Ammann (1990)

Die Rahmenbedingungen für Margret Ammanns funktionalen übersetzungskritischen Ansatz sind von fünf Analysephasen gekennzeichnet, wobei der Translatfunktion sowie den intra- und intertextuellen Beziehungen eine besondere Bedeutung zukommt. Ich werde hier lediglich auf ersteres eingehen. Anders als bei den vorangestellten Modellen einer Übersetzungskritik geht Margret Ammann nicht von der Vergleichbarkeit von Texten aus, sondern untersucht im Gegensatz dazu die Gleichstellung des Translats mit dem AT (vgl. *ibid.*:219). Um herauszufinden, wozu Übersetzungskritik überhaupt dient, ist für Margret Ammann eine explizite Sichtbarmachung der Funktionen des AT und des Translats unabdingbar (vgl. *ibid.*:213).

Die Feststellung der Translatfunktion sowie der intra- und intertextuellen Beziehungen kann im Rahmen eines skoposorientierten Ansatzes nur über den Adressatenbezug erfolgen. (Kaindl 1999:376)

Ammann ist sich bewusst, dass jeder Text auf unterschiedliche Weise interpretiert werden kann, was sowohl bei der Übersetzung als auch bei der Übersetzungskritik in Betracht gezogen werden soll.

Da ein Text sich erst in der Rezeption realisiert, d. h. „ein Text wird erst zu einem Text in der Rezeption,“ (Ammann 1990:220) greift Ammann das Konzept des Modell-Lesers von Umberto Eco auf, den sie als jenen/jene LeserIn bezeichnet, der/die „aufgrund einer Lesestrategie zu einem bestimmten Leseverständnis kommt“ (*ibid.*:225). Das Textverständnis des Modell-Lesers verbindet sie mit der Theorie der „scenes-und-frames-semantics“ (Vannerem/Snell-Hornby 1986). *Scene* wird als mentales Bild aufgefasst, das bei den RezipientInnen von einer bestimmten Wahrnehmung ausgelöst wird, während unter *frame* der Rahmen und Auslöser für eben diese

Wahrnehmung zu verstehen ist (vgl. Kadric/Kaindl/Kaiser-Cooke:56). Die Theorie der scenes-und-frames-semantics bezieht somit die Produktion und die Rezeption eines Textes mitein (vgl. Ammann 1990:226). Für den/die ÜbersetzungskritikerIn bedeutet dies, dass er/sie die divergierenden Leseerwartungen und -strategien des jeweiligen Publikums herausgreifen und miteinander in Beziehung setzen können muss (vgl. *ibid.*:228).

2.2.2.4 Klaus Kaindl (2001)

Klaus Kaindl unterscheidet zwischen zwei Aufgabengebieten der Übersetzungskritik. In der Übersetzerausbildung soll sie Maßstäbe für die Benotung von Übersetzungsleistungen liefern. Übersetzungskritik soll auch zur Qualitätssicherung bei der Bewertung von Übersetzungen beizutragen (vgl. Kaindl 2001:303). Übersetzungskritik sei als Prozesskritik zu verstehen. Die Bewertung von Übersetzungsleistungen bzw. Translatqualität hänge von der während des translatorischen Prozesses ausgearbeiteten Verwendungssituation des ZT ab (vgl. *ibid.*:317). Hinsichtlich der übersetzungskritischen Modelle bemängelt Klaus Kaindl, dass die Beurteilung von Übersetzungen meist als Produkt- und nicht als Prozesskritik verstanden werde.

2.2.3 *Kurzzusammenfassung*

Mit der Vorstellung der vier Modelle für eine Übersetzungskritik wird deutlich, dass ein einheitlicher Bezugsrahmen zur qualitativen Beurteilung von Übersetzungen zu fehlen scheint. Die Frage, ob es einen solchen Rahmen geben kann, konnte demnach nicht zulänglich geklärt werden. Dennoch scheint den RezensentInnen ein wissenschaftlich fundiertes Instrumentarium für eine Übersetzungskritik zur Verfügung zu stehen. Klaus Kaindl weist darauf hin, dass von

RezensentInnen oft die Praxisferne und daher Unbrauchbarkeit übersetzungswissenschaftlicher Analysemodelle bemängelt wird (vgl. Kaindl 2001:303).

2.3 Zusammenfassung der Abschnitte 2.1 und 2.2

Aus dem bisher Gesagten wird ersichtlich, dass es keine definitive Übersetzung gibt, geben kann. Übersetzen ist ein Prozess, in dem bei der Übertragung von einer Sprache in die andere viel verloren geht und auch einiges hinzugefügt wird. Aufgabe der RezensentInnen sollte daher sein, sich ihrer subjektiven Position als KritikerInnen und jener des Übersetzers/der Übersetzerin bewusst zu werden und den Leser, bestenfalls anhand zahlreicher kommentierter Textbeispiele, durch den Übersetzungsprozess zu leiten.

Hier stellt sich die Frage, ob jede Rezension eines übersetzten Textes überhaupt die Problematik des Übersetzens und der Übersetzung berücksichtigen sollte? Gehört das unbedingt zur Aufgabe der Tageskritik oder bezieht sich ein solches Niveau eher auf professionelle Zeitschriften (Fachzeitschriften für Literaturwissenschaft, Bibliothekswesen usw.)? In meiner Arbeit gehe ich von der Annahme aus, dass sich Tageskritik selten mit Übersetzung befasst. Es geht darum, aufzuzeigen, was das für die Sicht des Übersetzens im Bereich Rezensionen bedeutet. Im Vergleich zu Fachzeitschriften befasst man sich – das ist meine Annahme – in sehr wenigen Rezensionen in Tageszeitungen mit einer expliziten Übersetzungskritik, worauf in Kapitel 3 eingegangen wird.

2.4 Pierre Bourdieu (1930-2002)

Der in Frankreich geborene Pierre Bourdieu zählt zu einem der herausragendsten Vertretern der Soziologie. Nach seinem Philosophie- und Ethnologiestudium wurde er 1964 Professor am Pariser *École Pratique des Hautes Études* und 1981 an die Eliteinstitution *Collège de France* auf den Lehrstuhl für Soziologie berufen (vgl. Schwingel 2000:13).

Bereits in den 50er Jahren begann Pierre Bourdieu wissenschaftliche Arbeiten zur Soziologie zu verfassen. Nach einem Forschungsaufenthalt in Algerien, aus dem seine ersten ethnologischen Studien hervorgingen, begann Bourdieu in den 60er Jahren das französische Bildungssystem unter dem Aspekt gesellschaftlicher Klassenverhältnisse zu analysieren (vgl. Grenfell/Kelly 1999:13f). In seinen zahlreichen Werken widmete er sich der Anthropologie und Kultursociologie (vgl. Auer 1999:240).

2.4.1 *Pierre Bourdieus Feldtheorie*

Im Zuge seiner Beschäftigung mit der Sprachsoziologie entwickelte Pierre Bourdieu seine Feldtheorie, die das Zusammenwirken von AkteurInnen, deren Dispositionen und die strukturellen Vorgaben innerhalb eines Feldes beschreibt (vgl. Fröhlich 1995:33). Obwohl Pierre Bourdieu die Feldtheorie nicht explizit auf die TLW bezog, wird erstere wiederholt als wissenschaftliches Instrumentarium in Paralleldisziplinen, so auch in der TWL, angewandt (vgl. Schwingel 2000:13f.).

Im nun folgenden Teil werden die drei zentralen Konzepte der Feldtheorie „Feld“, „Kapital“ und „Habitus“ als theoretische Grundlage für deren spätere Anwendung auf das Rezensionswesen in

Kapitel 3 vorgestellt. Für Bourdieu stellt die Interaktion der drei Konzepte die Erklärungsbasis sozialer Praktiken dar (vgl. Harker/Mahar/Wilkes 1990:7).

2.4.1.1 Feld

Pierre Bourdieu beschreibt die soziale Welt als Raum, der aus dynamischen Feldern (literarische, politische, wirtschaftliche etc.) besteht. Die soziale Stellung der AkteurInnen oder Gruppen von AkteurInnen (in unserem Fall RezensentInnen, RedakteurInnen, ÜbersetzerInnen und AutorInnen) ist durch ihre Stellung innerhalb der Felder definiert (vgl. Fröhlich 1995:41). Die AkteurInnen verfügen über unterschiedliche Kapitalformen, die Bourdieu mit „Trümpfen für ein Kartenspiel“ (Bourdieu 1991:230) vergleicht. Die Quantität und Zusammensetzung der Kapitalformen erhöhen die Gewinnchancen und somit die soziale Stellung der Individuen im jeweiligen Feld. Die einzelnen und relativ autonomen Felder werden zu Kampffeldern, in denen um die Beibehaltung bzw. Veränderung der Kräfteverhältnisse gerungen wird. Dieser Machtkampf ist das Resultat der Auseinandersetzung um die Knappheit von Gütern innerhalb eines bestimmten Feldes (vgl. Auer 1999:242). Die Akteurinnen müssen sich dabei an bestimmte „Spielregeln“ halten. Das Funktionieren der sozialen Felder ist vom unbefragten Hinnehmen der Gültigkeit dieser Regeln abhängig, was Bourdieu als *illusio* bezeichnet (vgl. *ibid.*:243).

2.4.1.2 Kapital

Pierre Bourdieu greift den Kapitalbegriff von Karl Marx auf und überträgt ihn auf den gesellschaftlichen Bereich, d.h. auf die zuvor beschriebenen Felder. Kapital stellt „akkumulierte Geschichte“ dar. Es sind jene Ressourcen, welche die AkteurInnen im Feld einsetzen, um ihre soziale (Macht-) Position zu legitimisieren oder zu verbessern. Der Begriff Kapital umfasst für

Bourdieu viel (vgl. Harker/Mahar/Wilkes 1990:13). Er unterscheidet zwischen vier grundlegenden Kapitalformen: das ökonomische, das kulturelle, das soziale und das symbolische Kapital, wobei innerhalb des kulturellen Kapitals wiederum zwischen inkorporiertem, objektiviertem und institutionalisiertem Kulturkapital differenziert wird (vgl. Fröhlich 1995:34f.).

2.4.1.2.1 Ökonomisches Kapital

Ökonomisches Kapital ist „unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar“ (ibid.:36). Pierre Bourdieu bezeichnet das ökonomische Kapital als primäre Kapitalform, da es zum Erwerb anderer Kapitalformen dient.

It is also because economic capital provides the guarantees which can be the basis for self-assurance, audacity and indifference to profit – dispositions which [...] are, however, very often the most profitable symbolically, [...]. (Bourdieu 1993:68)

Gleichzeitig ist für Bourdieu das ökonomische Feld nur eines unter vielen (vgl. Johnson 1993:8).

2.4.1.2.2 Kulturelles Kapital

Wie bereits erwähnt unterscheidet Pierre Bourdieu zwischen drei Formen kulturellen Kapitals, die nun kurz erläutert werden sollen.

Inkorporiertes Kulturkapital

Inkorporiertes Kulturkapital sind verinnerlichte, dauerhafte Fertigkeiten bzw. ist Wissen, das „grundsätzlich körpergebunden“ ist (Fröhlich 1995:35). Inkorporiertes Kulturkapital umfasst auch die Art und Weise, wie sich jemand benimmt, d.h. die Sitten und Manieren einer Person (vgl. Auer 1999:245). Der Prozess der Verinnerlichung benötigt viel Zeit und muss vom Individuum selbst ausgehen (z.B.: Zeit, die man in Lernen investiert). Dieser Prozess kann sich auch unbewusst vollziehen. (Fröhlich 1995:35) Personen, die bereits über ein starkes ökonomisches und kulturelles Grundkapital verfügen, fällt es leichter inkorporiertes Kulturkapital weiterzugeben, als jenen, die es neu erwerben müssen (vgl. Auer 1999:235).

Objektiviertes Kulturkapital

Zum objektiviertem Kulturkapital zählen materielle Güter wie Bilder, Bücher, Musikinstrumente etc. (vgl. *ibid.*). Um in den Genuss dieser Kulturgüter zu kommen, muss man über das nötige Wissen, d. h. inkorporiertes Kapital verfügen (vgl. Johnson 1993:7). Man kann objektiviertes Kulturkapital durch Kauf erwerben, d.h. durch ökonomisches Kapital. (Auer 1999:245) Objektiviertes Kulturkapital ist materiell übertragbar (Fröhlich 1995:35) und in andere Kapitalformen konvertierbar: in ökonomisches und in symbolisches Kapital (siehe Punkt 2.4.1.2.4).

Institutionalisiertes Kulturkapital

Unter institutionalisiertem Kulturkapital versteht Pierre Bourdieu Formen von (Bildungs-) Titeln, die durch Bildungseinrichtungen sanktioniert und rechtlich garantiert sind (vgl. Fröhlich

1995:35). Institutionales Kulturkapital zeugt somit von Kulturkompetenz, das den Träger gleichzeitig mit symbolischem Kapital ausstattet, was wiederum die Konvertierung in ökonomisches Kapital (beispielsweise eine gutbezahlte Arbeitsstelle) fördert (vgl. Johnson 1993:7).

2.4.1.2.3 Soziales Kapital

Das soziale Kapital bezeichnet jene Ressourcen, die mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe (Familie, Kaste, Schicht, Verbindung etc.) verknüpft sind. (Auer 1999:246) Die Reproduktion dieses Kapitals ist von „unaufhörlicher Beziehungsarbeit“ abhängig, durch die das gegenseitige Anerkennen immer wieder gesellschaftlich bestätigt wird (z.B.: Heirat, Adelstitel etc.) (vgl. Fröhlich 1995:36). Das soziale Kapital einer Person ist davon anhängig, in welchem Ausmaß andere Personen innerhalb des Netzwerkes über ökonomisches, kulturelles oder soziales Kapital verfügen. Je komplexer das Beziehungsnetzwerk einer Person, desto leichter fällt es dieser, diese Beziehungen in andere Kapitalformen zu konvertieren (vgl. Bourdieu 1993:68).

2.4.1.2.4 Symbolisches Kapital

Symbolisches Kapital ist gleichzusetzen mit Prestige, Ruhm, einem guten Ruf und hohem Ansehen. (Johnson 1993:7) Ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital werden unter dem symbolischen Kapital subsumiert, da es deren wahrgenommene und legitim anerkannte Form darstellt (vgl. Bourdieu 1991:230). Die mächtigste Kapitalumwandlung ist die Konversion in symbolisches Kapital. (Harker/Mahar/Wilkes 1990:13) Für Autorinnen, RezensentInnen und ÜbersetzerInnen beispielsweise bedeutet dies, dass finanzieller Erfolg erst durch den Erwerb von symbolischem Kapital gesichert werden kann. Solange die AkteurInnen im selben Feld agieren,

bleibt das symbolische Kapital erhalten (vgl. Bourdieu 1993:75). So haben beispielsweise ÜbersetzerInnen, die bereits hohes Ansehen genießen, wenn sie ein Werk übersetzen, einen Vorteil gegenüber jenen ÜbersetzerInnen mit unbekannt Namen.

Wie bereits angedeutet, sind die unterschiedlichen Kapitalformen gegenseitig konvertierbar. Für eine Konvertierung muss „Transformationsarbeit“ geleistet werden, wobei dabei auch Verluste (Kapitalschwund) auftreten können. Gewinne auf dem einen Gebiet werden gewöhnlich mit Kosten auf einem anderen Gebiet bezahlt. Kulturelles und soziales Kapital können mit ökonomischem Kapital erworben werden und auch wieder in ökonomisches Kapital umgewandelt werden (vgl. Fröhlich 1995:37). Die AkteurInnen „spielen“ um die Kapitalformen und entwickeln dabei bestimmte Strategien, mit dem Ziel ihre soziale Stellung innerhalb des Feldes zu verbessern (vgl. Webb/Shirato/Danahar 2002:23).

Inwieweit durch das Kräfteressen im Rezensionfeld die Kapitalien der AkteurInnen sichtbar gemacht werden, wird in Kapitel 3 eruiert.

2.4.1.3 Habitus

Die Begriffe „Hexis“ (gr.) bzw. „Habitus“ (lat.) gehen auf Aristoteles zurück und können als Haltung oder Disposition übersetzt werden. Pierre Bourdieu führte den Habitusbegriff erst 1967 systematisch in seine wissenschaftliche Arbeit ein. Seine Hauptfrage ist, wie Verhaltensweisen geregelt sein können, wenn ihnen keine Befolgung von Regeln zugrunde liegt (vgl. Rehbein 2006:89).

Gerhard Fröhlich fasst zusammen, dass der Habitus Produkt und Produzent von Praktiken zugleich ist. Durch die Verinnerlichung von Praxis, d.h. die Inkorporierung von Kultur,

Geschichte und von Sozialem werden Handlungs- und Denkschemata übernommen. Gleichzeitig bestimmt der Habitus auch das individuelle Handeln (vgl. Fröhlich 1994:39).

Der Habitus realisiert sich nur „in Beziehung zu einem bestimmten Feld“ (ibid.:42). „To enter a field (the philosophical, the scientific etc.), to play the game, one must possess the habitus which predisposes one to enter that field, that game, and not another“ (Johnson 1997:8).

Daher können sich jene AkteurInnen im Ringen um die Machtverhältnisse innerhalb eines Feldes am erfolgreichsten behaupten, deren Habitus mit den Bedingungen des Feldes übereinstimmt.

Der Habitus definiert, welcher Handlungsspielraum einer Person zur Verfügung steht, zeichnet aber zugleich auch klar dessen Grenzen ab (vgl. Fröhlich 1994:38).

Das die Kritik an Bourdieus Ansätzen für die vorliegende Arbeit weniger von Bedeutung ist als seine bereits vorgestellten Konzepte, wird an dieser Stelle lediglich kurz darauf hingewiesen.

Bemängelt wird das Fehlen horizontaler Diversifizierung in seinen ausschließlich vertikalen Modellen. Bourdieus Perspektive auf die soziale Welt ist eine „von oben“. Seine Sicht berücksichtigt nicht die unterschiedlichen Teil- und Subkulturen einer Gesellschaft (vgl. Auer 1999:246).

2.4.1.4 Daniel Simeoni

Daniel Simeoni (1949-2007) war der erste, der den Begriff Habitus auf die Translationssoziologie anwandte. Sein Interesse galt den kulturellen und sozialen Faktoren, die Translation beeinflussen und vor allem den Menschen, den TranslatorInnen selbst. Er beschreibt den Begriff Habitus folgendermaßen: „Don't even think of entering a field if your habitus does not match the requirements. The more restricted the field, the better attuned the habitus“ (Simeoni 1998:17).

Simeoni geht der Frage nach, wie der translatorische Habitus zustande kommt. Dabei kommt er zum Schluss, dass ÜbersetzerInnen existierende Normen übernehmen. Simeoni führt den niedrigen Status von ÜbersetzerInnen darauf zurück, dass sie im Lauf der Geschichte immer wieder für Übersetzungsfehler zur Verantwortung gezogen und als Manipulierer der ‚wahren‘ Ideen des/der Autors /Autorin dargestellt wurden. Die ÜbersetzerInnen verinnerlichen das Bild des „submissive translators“, was wiederum ihre Übersetzungspraktiken beeinflusst (vgl. *ibid.*:7).

3. PRAKTISCHER TEIL

Den praktischen Teil dieser Arbeit bilden die quantitative (Abschnitt 3.1) und die qualitative Analyse (Abschnitt 3.3) der im Rahmen der drei Tageszeitungen *Chicago Tribune*, *Los Angeles Times* und *New York Times* untersuchten Rezensionen. Gegenstand dieses Kapitels sind ebenso die Untersuchungsmethode (Abschnitt 3.2) und abschließend die Rekonstruktion des translatorischen Habitus der ÜbersetzerInnen (Abschnitt 3.4).

3.1 Quantitative Analyse der Rezensionen

Im nun folgenden Teil werden die aus der Analyse gewonnenen Ergebnisse präsentiert. Ebenso wird der Begriff „Rezension“ näher erläutert. Weiters wird auf die Aufgabengebiete des/der „idealen“ Rezensenten/Rezensentin hingewiesen und der Frage nachgegangen, ob es bestimmte Kriterien für die Auswahl von RezensentInnen gibt.

3.1.1 Rezensionen

Das Wort „Rezension“ stammt aus dem Lateinischen und leitet sich vom Verb *recensere* (*re* – wieder/genau + *censere* sorgfältig prüfen) ab (vgl. Duden 2007).

Es gibt zwei Arten von Rezensionen, die man hinsichtlich ihrer Funktionen, Zielsetzungen und stilistischer Merkmale unterscheiden kann: die populärwissenschaftliche und die wissenschaftliche Rezension. Während sich letztere vorrangig an ExpertInnen wendet, richtet sich die

populärwissenschaftliche Rezension an einen breiten LeserInnen- und KäuferInnenkreis (vgl. Hutz 2001:111).

Für die vorliegende Arbeit ist die populärwissenschaftliche Rezension von Bedeutung, zu denen beispielsweise Literaturrezensionen zählen. Matthias Hutz hebt zwei Grundfunktionen der Rezension hervor: das „Informieren“ und das „Bewerten“. Die Rezension dient als Entscheidungshilfe für oder gegen den Kauf eines Werkes und ist daher von wirtschaftlicher Bedeutung (vgl. *ibid.*:112).

Kuhn weist darauf hin, dass positive Bewertungen der Übersetzungsleistung den Marktwert des/der Übersetzers/Übersetzerin steigern können (vgl. Kuhn 1996:75). Er verabsäumt es jedoch, gegenteilige Tendenzen hervorzuheben: eine ungünstige Bewertung kann durchaus verkaufshemmende Wirkungen haben (vgl. Hutz 2001:112) und somit den Marktwert von ÜbersetzerInnen senken.

Rezensionen können sich auf das symbolische und ökonomische Kapital von ÜbersetzerInnen auswirken. Nun anschließend werden die Qualifikationen des/der „idealen“ Rezensenten/Rezensentin und deren Arbeitsbedingungen beleuchtet.

3.1.2 Theoretische Anforderungen an RezensentInnen

In der Fachliteratur stimmt man größtenteils überein, welche Eigenschaften der/die „ideale“ RezensentIn haben sollte. Man ist sich einig, dass RezensentInnen eine Vielzahl unterschiedlicher Eigenschaften mitbringen müssen. Gleichzeitig wird darauf hingewiesen, dass es schwierig ist, den/die perfekte/n Rezensenten/Rezensentin zu finden (vgl. Schulte 2000:3).

Zahlreiche im Jahr 2000 in der Literaturbeilage „New York Times Book Review“ erschienenen Rezensionen, in denen der/die ÜbersetzerIn nicht erwähnt bzw. die Übersetzung in wenigen Sätzen nur flüchtig besprochen wurde, veranlassten Rainer Schulte, über die Funktionen und Ziele von Rezensionen und die Aufgaben von RezensentInnen zu reflektieren.

Rainer Schulte ist Mitbegründer der American Literary Translators Association (ALTA). Er ist Direktor des „Center for Translation Studies“ der University of Texas at Dallas (UTD) und Gründer der seit 1978 halbjährlich und in englischer Sprache erscheinenden Zeitschrift *Translation Review*, die sich mit theoretischen Aspekten von Translation kritisch auseinandersetzt [vgl. Center for Translation Studies 2008].

Eine Gemeinsamkeit von ÜbersetzerInnen und LiteraturkritikerInnen ist, dass beide keinen geschützten Beruf ausüben. Jeder kann Rezensionen verfassen, solange man einen Abnehmer findet (vgl. van Rossum 1996:20).

Was in der Theorie für ÜbersetzerInnen gilt, trifft auch auf RezensentInnen zu.

Translational expertise is the ability to compare how two languages structure the world and to adapt the conceptual pattern of one language to meet the conceptual and linguistic constraints of another. (Kaiser-Cooke 1994:135)

Der von Rainer Schulte skizzierte Anforderungskatalog an RezensentInnen sieht folgendermaßen aus: RezensentInnen sollten idealerweise über passive Kenntnisse der Ausgangssprache verfügen, mit der Kultur und bevorzugterweise mit der Geschichte der Ausgangskultur vertraut sein. Sie sollten auch die AutorInnen und das rezensierte Werk vorstellen können (vgl. Schulte 2000:1f.). Aufgabe von RezensentInnen ist für Schulte weiters, die LeserInnen auf die Schwierigkeiten und Einschränkungen beim Übersetzungsprozess aufmerksam zu machen (vgl.

ibid.:3). Die Leserschaft soll angeregt werden, über die Feinheiten der anderen Kultur und die Frage „Wie funktioniert Sprache?“ (ibid.) nachzudenken

Anja Tippner befasst sich ebenfalls mit den Eigenschaften von RezensentInnen. Auch sie vertritt die Meinung, dass RezensentInnen idealerweise der Originalsprache mächtig sein sollten.

(Tippner 2000:272) Um sich dem Vorwurf der willkürlichen Kritik zu entziehen, müssten

RezensentInnen ihre Analysekriterien offenlegen. Bei Übersetzungskritik geht es nicht um das Aufdecken von Fehlern, sondern um das Reflektieren des fremden literarischen

Zusammenhanges. Aufgabe von Übersetzungskritik ist daher, auf die literarische und kulturelle „Fremdheit“ übersetzter Texte hinzuweisen (vgl. ibid.:271f.).

Tippner stellt die Frage, unter welchen Umständen sich RezensentInnen ausführlich der

Übersetzungskritik widmen. (ibid.:267) Sie präsentiert eine Liste mit fünf Punkten. Die

ausführlichste Auseinandersetzung ist immer mit der Neuübersetzung eines klassischen oder

kanonischen Werkes. RezensentInnen vergleichen das Translat mit dem Original auch dann,

wenn der übertragene Text zeitlich oder kulturell weit entfernt ist und die Komplexität des AT

bekannt ist. Die Übersetzung hat weiters gute Chance diskutiert zu werden, wenn der/die

RezensentIn als ÜbersetzerIn tätig ist oder ein/e AutorIn das Werk übersetzt hat (vgl.

ibid.:268f.).

Für den Übersetzer Ronald Christ besteht die Notwendigkeit, in Literaturrezensionen eine

Wertung über die Übersetzung einzubauen, darin, die Arbeit der ÜbersetzerInnen anzuerkennen.

Wichtig ist auch, ÜbersetzerInnen für etwaige nichtgelungene Texte zur Verantwortung ziehen

zu können. Der Nachteil dabei ist, dass unreflektierte Hinweise auf Übersetzungsfehler das

Kaufverhalten der Leserschaft negativ beeinflussen können, selbst wenn es sich um ein durchaus

lesenswertes Werk handelt (vgl. Christ 1982:16-23).

Die in Abschnitt 3.3 durchgeführte quantitative Analyse der Rezensionen wird Rückschlüsse auf die Kapitalien der RezensentInnen erlauben und Vergleiche zwischen der Vorstellung des/der „idealen“ Rezensenten/Rezensentin und der Praxis zulassen.

3.1.3 *Kriterien zur Auswahl und Arbeitsbedingungen von RezensentInnen*

In diesem Teil wird der Frage nachgegangen, welche Kriterien es für die Auswahl von RezensentInnen gibt und wie ihre Arbeitsbedingungen aussehen.

Eine im Jahr 1994 durchgeführte Umfrage ergab, dass bei einem Großteil der untersuchten U.S.-amerikanischen Zeitschriften und Zeitungen keine bestimmten Kriterien für die Auswahl von RezensentInnen angewandt werden (vgl. Maier 1996:250-254). Untersucht wurden über 50 Zeitschriften, in denen regelmäßig Literaturrezensionen erscheinen und in denen immer wieder Werke in Übersetzung rezensiert werden. Von den HerausgeberInnen, die den Fragebogen beantworteten, (weniger als die Hälfte), gaben die meisten an, RezensentInnen zu bevorzugen, die über „Fachkenntnisse“ verfügen und mit der Sprache des Originalwerkes vertraut sind. Andere wiederum meinten, bevorzugt RezensentInnen zu wählen, die auch als ÜbersetzerInnen tätig sind.

Neben den undefinierten Anforderungen an RezensentInnen, steht für Rezensionen nicht immer ausreichend Platz zur Verfügung. Das geschieht, wenn der Spaltenanteil [der Rezension] überschritten wird oder kurzfristig der für Werbeanzeigen reservierte Platz vergrößert werden muss (vgl. Kammann 1996:12/Patten 1987:95). „[...] – that whenever cuts are requested by the publishers of a review, the first to go are usually the remarks about the translation (Christ

1982:17)“, bemerkt Robert Coover, Rezensent der „New York Times Book Review“. Auch Petra Kammann meint:

Und wenn der Platz für Einzelbesprechungen generell eng wird, müssen Besprechungen auch schon mal halbiert werden. Dass dann nicht einmal mehr der Name des Übersetzers erwähnt wird, liegt auf der Hand. (Kamman 1996:19)

Eine weitere Frage ist, inwieweit sich RezensentInnen mit der Idee identifizieren, auf die Übersetzung hinzuweisen. Walter van Rossum, Literaturkritiker u.a. bei der *Zeit* und der *FAZ*, formuliert seine Bedenken folgendermaßen:

Ich erinnere Leser nur ungern daran, dass sie es nur mit Abbildungen von Originalen zu tun haben. Und ich glaube, man tut der übersetzten Literatur insgesamt keinen Gefallen, wenn man allzu groß ins Bild rückt, dass es sich notgedrungen um Second-Hand-Ware handelt. Das schafft einen verunsicherten Abstand für nicht-spezialisierte Leser. (van Rossum 1996:24)

Der anerkannte und aus dem Italienischen arbeitende Übersetzer William Weaver meint dazu:

[When] a reviewer neglects to mention the translator at all, the translator should take this omission as a compliment: it means that the reviewer simply wasn't aware that the book had been written originally in another language. For a translator, this kind of anonymity can be a real achievement. (Venuti 1992:4, zit. nach Weaver 1982:26)

Dass solche Ansichten von Übersetzung auch in den Rezensionspraktiken tief verankert zu sein scheinen, zeigt Peter Fawcetts siebenjährige Studie von Literaturrezensionen englischer Qualitätszeitungen in den Jahren 1992-1999 (siehe auch Punkt 3.2.2).

Fawcett ortet bei RezensentInnen eine Vorliebe für transparente Übersetzungen, d.h. Übersetzungen, die so geschrieben sind, als wären sie ein in der ZS verfasstes Original. Kritik ist meist negativ und entbehrt jeglicher Analyse und veranschaulichender Beispiele (vgl. Fawcett 2000:305). Die qualitative Analyse der Rezensionen in Abschnitt 3.3 wird zeigen, ob die Kriterien auch auf die im Rahmen dieser Arbeit untersuchten Rezensionen zutreffen.

Eine weitere Schwierigkeit für RezensentInnen besteht darin, dass der Vergleich zwischen AT und Translat oft am Nichtvorhandensein des Originals scheitert, da es von den Verlagen nicht zur Verfügung gestellt wird (vgl. Kammann 1996:16). Das Problem dabei ist, Rezensionsexemplare im Ausland zu erwerben, da die Übersetzungsrechte bereits meist verkauft sind (vgl. van Rossum 1996:24).

Die aufgeworfenen Probleme rufen nach Veränderungen im Rezensionswesen, d. h. nach Veränderungen im Verlagswesen sowie in den Denk- und Handlungsweisen von RezensentInnen und RedakteurInnen (vgl. Schimmang 1996:29).

Die restriktiven Bedingungen, unter denen Literaturkritiker zu arbeiten haben, wären nur zu ändern durch eine gemeinsame Anstrengung von Kritikern, Redakteuren und Verlagen. Sie bestünde darin, nicht nur immer wieder unisono über die „Zwänge des Betriebs“ zu jammern, sondern sich ihnen, so gut es geht, auch zu widersetzen. (ibid.)

Unmöglich sind solche Veränderungen nicht, aber dennoch schwierig, vor allem dann, wenn, wie in diesem Fall, keine konkreten Lösungsvorschläge diskutiert werden.

An dieser Stelle sei wie bereits in der Einleitung der vorliegenden Arbeit erwähnt, gesagt, dass keine der an die Redaktionen der drei Tageszeitungen gesendeten Umfragen retourniert wurde. Ziel der Umfragen war, aufgrund der Rückmeldungen einige generelle Anmerkungen über die

nach außen vertretenen Strategien der RedakteurInnen und Auswahlkriterien von RezensentInnen machen zu können. Basierend auf dem Vergleich der Informationen des vorliegenden Abschnittes mit den analysierten Kapitalien der RezensentInnen in Punkt 3.3.2 sowie den Auswertungen der Fragebögen wäre es teilweise möglich gewesen, die Qualifikationen des/der „idealen“ Rezensenten/Rezensentin nachzuzeichnen und einen Vergleich zwischen Theorie und Praxis zu erstellen. Diese Aufgabe könnte in einer weiterführenden Arbeit noch einmal über-nommen werden.

3.2 Untersuchungsmethode

Die Online-Untersuchung der Literaturrezensionen wurde in den Literaturbeilagen drei U.S.-amerikanischer Tageszeitungen durchgeführt: in der Beilage „Books“ der *Chicago Tribune*, in der Beilage „Books“ der *Los Angeles Times* und in der „Sunday Book Review“ der *New York Times*. Die Auswahl der Tageszeitungen basiert auf einer möglichst breit gefächerten Repräsentation überregionaler und auflagenstarker Tageszeitungen: der liberal ausgerichteten *New York Times* an der Ostküste, der konservativ ausgerichteten *Chicago Tribune* im Mittelwesten und der liberal ausgerichteten *Los Angeles Times* an der Westküste.

Der Untersuchungszeitraum betrug einen Monat: vom 13. Oktober bis zum 4. November 2007. Trotz des vergleichsweise kleinen Korpus wurde auf eine Verlängerung des Untersuchungszeitraumes verzichtet, da auch wenige Literaturrezensionen viel darüber ausagen, welches Bild von ÜbersetzerInnen und ihrer Arbeit in Literaturrezensionen erzeugt wird. Wenn in repräsentativen Zeitungen wie der *New York Times*, der *Los Angeles Times* und auch der

Chicago Tribune im Untersuchungszeitraum sechs Rezensionen übersetzter Werke erscheinen, sagt das etwas über die relative Wichtigkeit von Übersetzung aus.

Die Auswertung der Untersuchung wird in diesem Abschnitt graphisch veranschaulicht. Die rezensierten Übersetzungen wurden in einem ersten Schritt von der Gesamtanzahl der während des Untersuchungszeitraumes publizierten Rezensionen getrennt, da diese den Untersuchungsrahmen der vorliegenden Arbeit bilden. Die Ergebnisse der Untersuchung werden separat und auch als Gesamtauswertung dargestellt.

In die Auswertung wurden auch Kurzrezensionen aufgenommen, d.h. Rezensionen, die ein Werk in wenigen Sätzen behandeln. Zu Kurzrezensionen zählen Rezensionen mit bis zu 350 Zeichen. Diese Unterteilung erfolgte basierend auf der Unterteilung der Kurzrezensionen in der *Chicago Tribune*. Zur Rubrik Kurzrezensionen der *Chicago Tribune* werden folgende vier Gruppierungen gezählt: „Editor’s Choice“ mit circa 350 Zeichen, „For Young Readers“ mit bis zu circa 250 Zeichen, „Audiobooks“ mit durchschnittlich 150 Zeichen und „Paperbacks“ mit bis zu ebenfalls circa 150 Zeichen. Die Leerzeichen wurden dabei nicht dazugezählt. Bei diesen Angaben handelt es sich um Durchschnittswerte, da die eine oder andere Kurzrezension das Zeichenlimit überschreitet. Vor Beginn der Recherche nahm ich an, dass aufgrund von Platzmangel in Kurzrezensionen weniger Übersetzungskritik betrieben wird als in längeren Rezensionen.

Wichtig ist darauf hinzuweisen, dass in der *Chicago Tribune* mehr Kurzrezensionen veröffentlicht wurden als in der *New York Times* und in der *Los Angeles Times*. Diese beiden Tageszeitungen enthielten keine Kurzrezensionen, die den zuvor beschriebenen Kriterien von Kurzrezensionen entsprechen. In der Rubrik „Discoveries“ der *Los Angeles Times* werden meist zwei Bücher in einer Rezension besprochen. Da in diesen Buchbesprechungen das Zeichenlimit von 350 deutlich überschritten wird, werden die Rezensionen nicht zur Rubrik Kurzrezensionen

gezählt. Daraus ergibt sich, dass nur in der *Chicago Tribune* Kurzrezensionen publiziert wurden. Diese Tatsache könnte sich aus Platzmangel negativ auf die Besprechung von Übersetzungen auswirken, was durch die Ergebnisse der Analyse bestätigt wurde. In der *Chicago Tribune* wurde bis auf eine Kurzrezension kein übersetztes Werk rezensiert.

Ein weiterer Untersuchungsaspekt ist, wie „sichtbar“ bzw. „unsichtbar“ ÜbersetzerInnen und ihre Leistungen in der Rezension gemacht werden. Hierfür wurden folgende fünf Unterteilungen getroffen: „keine Nennung“ bedeutet, dass ÜbersetzerInnen weder in den bibliographischen Angaben noch im Text genannt werden. „Nennung in bibliographischen Angaben“ deutet darauf hin, dass die Namen der ÜbersetzerInnen in den bibliographischen Angaben aufscheinen.

„Neutrale Bewertung“ bezeichnet Rezensionen, in denen beispielsweise durch Hinweise auf die Herkunft des Autors oder auf den Originaltitel des Werkes verdeutlicht wird, dass der rezensierte Text übersetzt wurde. Die Rubrik „Übersetzungsleistung beurteilt“ bedeutet, dass der/die RezensentIn den/die ÜbersetzerIn und die Übersetzungsleistung sichtbar machen, d.h. explizit darauf hinweisen, dass es sich bei dem Werk um eine Übersetzung handelt. Die Kategorie „Übersetzungsleistung nicht beurteilt“ deutet darauf hin, dass man im Text keinen Hinweis auf den/die ÜbersetzerIn bzw. die Übersetzung findet.

Ebenso stellt sich die Frage, aus welchen Sprachen ins Englische übersetzt wurde. In diesem Fall wäre es durchaus sinnvoll, die Untersuchung in einer weiterführenden Arbeit auf einen Zeitraum mehrerer Monate auszuweiten, um aussagekräftige Resultate zu erzielen und diese mit der Gesamtanzahl der in den U.S.A. publizierten Übersetzungen zu vergleichen. Die Frage, ob RezensentInnen, denen vom Verlag oder der Redaktion das Originalwerk zur Verfügung gestellt wird, die ÜbersetzerInnen und die Übersetzungsleistung „sichtbar“ machen, könnte ebenfalls

Thema einer Untersuchung über einen längeren Zeitraum und mit entsprechenden (retournierten) Umfragen bei den zuständigen Redaktionen bzw. Verlagen sein.

3.2.1 *Verhältnis von Übersetzung und englischsprachigem Original*

Die Gesamtauswertung ergab, dass von insgesamt 135 veröffentlichten Rezensionen der drei Tageszeitungen und 81 Kurzrezensionen der *Chicago Tribune* in sechs Rezensionen ein Werk in Übersetzung besprochen wurde. In einer der sechs Rezensionen wurden zwei Neuübersetzungen desselben Buches behandelt. Bei einer weiteren Rezension handelt es sich um eine Kurzrezension. Man könnte die ähnliche Anzahl von Rezensionen in der *New York Times* und in der *Los Angeles Times* so interpretieren, dass ein Monat repräsentativ für die Praxis der HerausgeberInnen ist. Dafür spricht auch die Tatsache, dass im Untersuchungszeitraum nicht dieselben Bücher rezensiert wurden.

Ein Blick auf die unten angeführten Diagramme zeigt, dass rezensierte Übersetzungen in der Beilage „Books“ der *Los Angeles Times* auf einen Prozentsatz von 5% kommen und in der „Sunday Book Review“ der *New York Times* auf einen Prozentsatz von 4%. In der Beilage „Books“ der *Chicago Tribune* wurde in einer Kurzrezension der Rubrik „For Young Readers“ eine rezensierte Übersetzung besprochen, die auf einen Prozentsatz von 1% kommt. Dieses letzte Ergebnis ist mit der Gesamtauswertung der Kurzrezensionen gleichzusetzen. Wie bereits erwähnt, wurden während des Untersuchungszeitraums weder in der *Los Angeles Times* noch in der *New York Times* Kurzrezensionen publiziert.

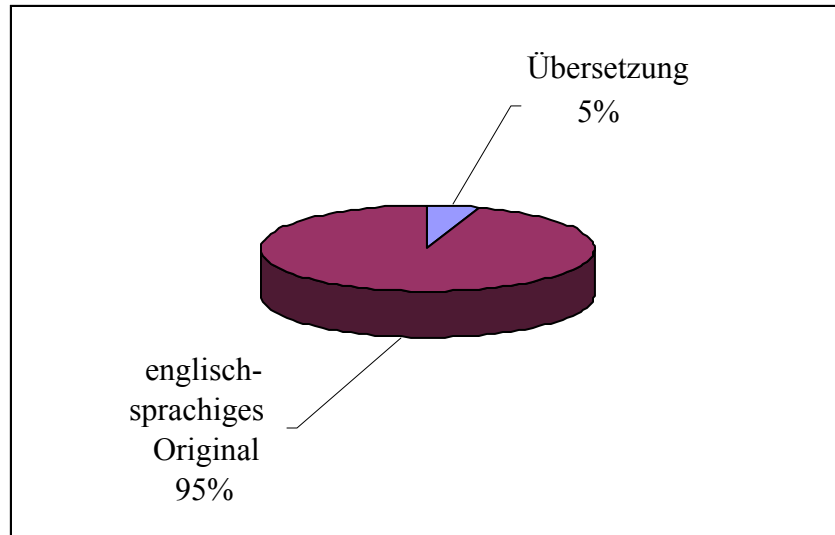


Abb. 1: Los Angeles Times
Verhältnis von Übersetzung und englischsprachigem Original

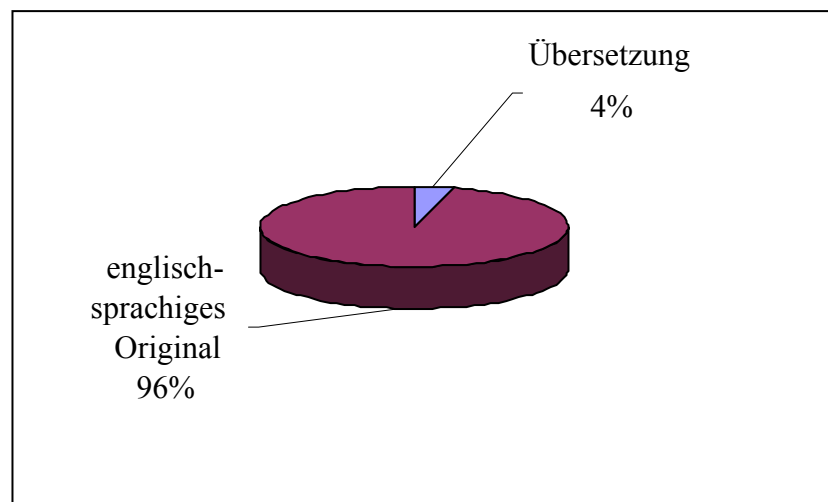


Abb. 2: New York Times
Verhältnis von Übersetzung und englischsprachigem Original

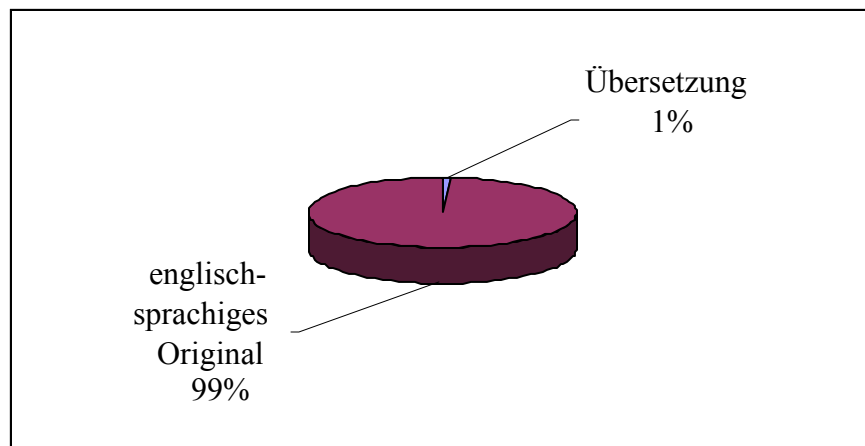


Abb. 3: *Chicago Tribune*
Verhältnis von Übersetzung und englischsprachigem Original in
Kurzrezensionen

3.2.2 *Nennung der ÜbersetzerInnen und Bewertung der Übersetzungsleistung*

Die ÜbersetzerInnen werden in den bibliographischen Angaben der drei Tageszeitungen immer namentlich erwähnt. Vergleicht man dieses Ergebnis mit Lawrence Venutis Aussage aus den 80er Jahren, „dass in zahlreichen Zeitungen, wie beispielsweise der *Los Angeles Times*, die ÜbersetzerInnen nicht einmal in den bibliographischen Angaben genannt werden“ (Venuti 1995:8), lässt sich in dieser Hinsicht eindeutig eine Verbesserung konstatieren.

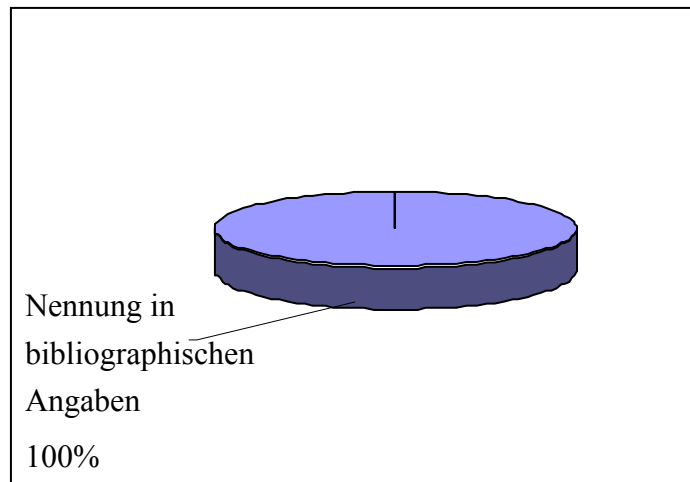


Abb. 4: Gesamtauswertung
Nennung der ÜbersetzerInnen in bibliographischen
Angaben

Bei der Bewertung der Übersetzungsleistung fällt auf, dass die Hälfte der rezensierten Übersetzungen eine Bewertung der Übersetzungsleistung beinhalten. Wie die RezensentInnen die ÜbersetzerInnen und die Übersetzung sichtbar machen, wird in Abschnitt 3.3 erläutert.

Die Auswertung für die einzelnen Tageszeitungen sieht folgendermaßen aus. In der „Sunday Book Review“ der *New York Times* wurde die Übersetzungsleistung in zwei Rezensionen bewertet und in einer Rezension nicht bewertet. In der Beilage „Books“ der *Los Angeles Times* wurde die Übersetzungsleistung in einer Rezension bewertet und in einer Rezension neutral beurteilt, während die Übersetzungsleistung in der Beilage „Books“ der *Chicago Tribune* in keiner Rezension beurteilt wurde.

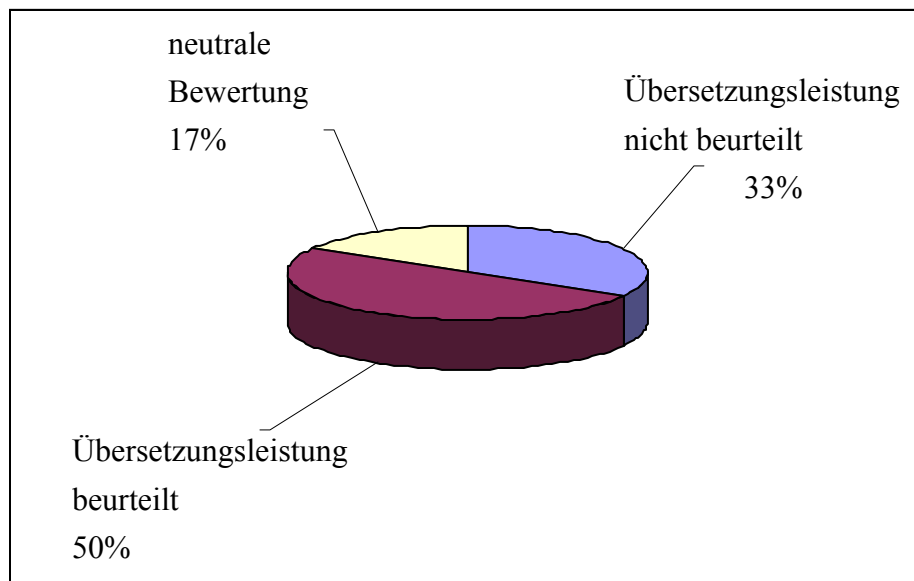


Abb. 5: Gesamtauswertung
Bewertung der Übersetzungsleistung

Peter Fawcett führte im Jahr 1992 eine langjährige Studie durch mit dem Ziel herauszufinden, wie es um das Bild von Übersetzung und ÜbersetzerInnen in britischen Qualitätszeitungen steht. Sein Untersuchungsschwerpunkt lag auf der britischen Wochenzeitung *The Observer*. Die Untersuchung ergab, dass in sieben Jahren 11 rezensierte Übersetzungen publiziert wurden. Fawcett weist darauf hin, dass nur Rezensionen in den Korpus aufgenommen wurden, in denen Übersetzungskritik betrieben wurde. Rezensionen, in denen die Übersetzungen so rezensiert wurden, als handle es sich um ein englischsprachiges Original, waren nicht Teil der Studie. Vergleicht man das Ergebnis von Peter Fawcetts Studie mit dem vorliegenden Resultat, ist ein Plus der Bewertung von Übersetzungsleistung im englischsprachigen Raum zu vermerken. Ein

Vergleich der vorliegenden Ergebnisse mit jenen Fawcetts zeigt deutlich, wie groß der Unterschied zwischen der Anzahl rezensierter Übersetzungen in 15 Jahren ist.

3.2.3 *Sprachen und Verlagsstrategien*

Hinsichtlich der Sprachen aus denen übersetzt wurde, steht Französisch mit zwei Übersetzungen an erster Stelle. Jeweils eine Übersetzung wurde aus dem Deutschen, Spanischen, Hebräischen und aus dem Russischen rezensiert. Dieses Ergebnis lässt jedoch keine Rückschlüsse auf das Kräfteverhältnis zwischen der englischen und anderen Sprachen zu.

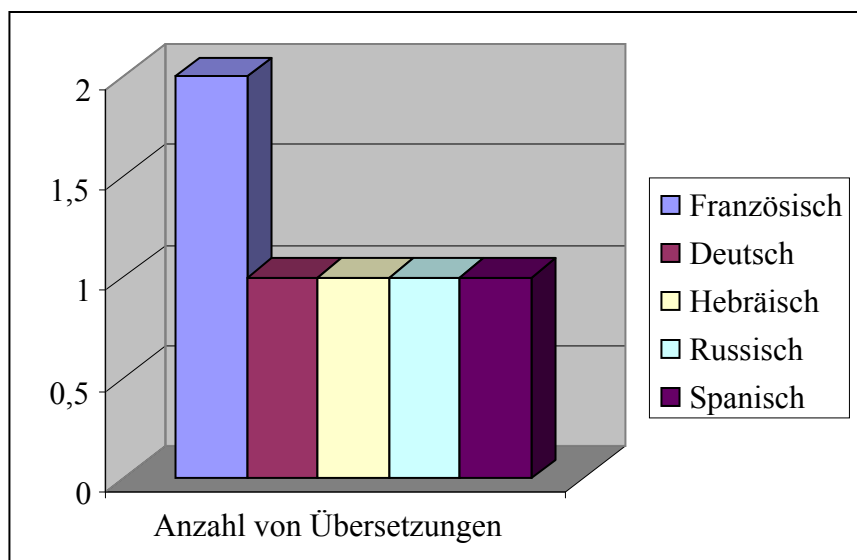


Abb. 6: Gesamtauswertung
Sprachen aus denen übersetzt wurde

Aus den Resultaten der vorliegenden Untersuchung lässt sich ebensowenig eine Verlagsstrategie herauslesen, d.h. beispielsweise eruieren, welche der in den Tageszeitungen aufscheinenden Verlage am häufigsten Übersetzungen publizieren und ob es sich dabei um einflussreiche Verlage handelt. In einer weiterführenden Arbeit könnte man, wie bereits erwähnt, herausfinden, welche Verlage den RezensentInnen das Original zur Verfügung stellen und ob das die Art und Weise beeinflusst, wie RezensentInnen über Übersetzung schreiben.

3.2.4 *Zusammenfassung*

Zusammenfassend muss, wie bereits in der Einleitung der vorliegenden Arbeit erläutert, festgehalten werden, dass es sich bei der einmonatigen Untersuchung um einen methodologischen Ansatz handelt. Die Ergebnisse sind dazu gedacht, weiterführende Studien über einen längeren Zeitraum anzuregen.

Die Resultate dieser Studie zeigen, dass sich hinsichtlich der Sichtbarmachung von ÜbersetzerInnen in den vergangenen zwanzig Jahren positive Entwicklungen vollzogen haben.

In zwei Tageszeitungen wurden Übersetzungen besprochen. Die vergleichsweise geringe Anzahl von rezensierten Übersetzungen kann darauf zurückgeführt werden, dass generell wenige Bücher ins Englische übersetzt werden. Lawrence Venuti meint dazu: „[...] in the six-year period between 1984 and 1990, translations accounted for approximately 3.5 percent of the books published annually in the United States, 2.5 in the United Kingdom“ (Venuti 1992:5f.).

Seit dieser Aussage sind mehr als 15 Jahre vergangen. Die Anzahl rezensierter Übersetzungen scheint sich in den vergangenen Jahre erhöht zu haben.

Auch die Tatsache, dass die ÜbersetzerInnen in den bibliographischen Angaben der drei Tageszeitungen immer erwähnt wurden, deutet auf einen positiven Trend hinsichtlich verstärkter Sichtbarmachung von ÜbersetzerInnen hin.

Ebenso aussagekräftig ist das Ergebnis, dass die Übersetzungsleistung in der Hälfte der untersuchten Rezensionen beurteilt wurde. Demnach wurden auch die ÜbersetzerInnen als Personen sichtbar gemacht. Die Analyse der Differenzierung dieser Sichtbarmachung, d.h. wie RezensentInnen die Übersetzungsleistung beurteilen, ist Gegenstand des folgenden Abschnittes. Anhand der Analyse der Kapitalien von RezensentInnen und ÜbersetzerInnen werden einige praxisbezogene Schlussfolgerungen über die Sichtbarkeit bzw. Unsichtbarkeit von ÜbersetzerInnen und deren Übersetzungspraktiken möglich sein.

3.3 Qualitative Analyse der Rezensionen

Im folgenden Abschnitt werden drei Themen behandelt. Gegenstand der qualitativen Analyse sind die ÜbersetzerInnen und die RezensentInnen der in Abschnitt 3.2 untersuchten Rezensionen und die Rezensionen selbst. Zu Beginn werden die Rezensionen vorgestellt. Im darauffolgenden Schritt soll der ExpertInnenstatus der RezensentInnen beleuchtet werden. Es geht darum festzustellen, über welche Kapitalien die RezensentInnen verfügen. Daran anschließend wird untersucht, wie die ÜbersetzerInnen von den RezensentInnen sichtbar gemacht werden. Aufschluss über den ExpertInnenstatus der RezensentInnen und die Un/sichtbarkeit der ÜbersetzerInnen erfolgt durch das Zurückgreifen auf die im theoretischen Teil der vorliegenden Arbeit beschriebenen bourdieuischen Kapitalformen (siehe Abschnitt 2.4).

3.3.1 *Rezensionen*

Die Vorstellung der Rezensionen soll dazu dienen, den LeserInnen das Verstehen der qualitativen Analyse der Rezensionen zu erleichtern. Neben dem Inhalt der Rezensionen werden der Originaltitel, die AutorInnen und die ÜbersetzerInnen der Bücher vorgestellt. Die Nennung der Rezensionen erfolgt in alphabetischer Reihenfolge der Zeitungen. Innerhalb dieser erfolgt die Nennung der Rezensionen nach ihrem Erscheinungsdatum in chronologischer Reihenfolge.

Allgemein sei gesagt, dass sich RezensentInnen ausführlich und fast ausschließlich dem Inhalt der rezensierten Bücher widmen. Auffällig ist auch, dass von den RezensentInnen wenig Kritik geübt wird. Falls ein Werk doch kritisiert wird, erfolgt dies häufig auf inhaltlicher Ebene. Kritik wird auf abgeschwächte Weise und meist gegen Ende der Rezension geübt. Die sprachliche

Realisierung von Kritik erfolgt durch „Heckenausdrücke“² (engl. *hedge*) mit kritikabschwächender Funktion: „[...] so sollten sich in den deutschen Rezensionen bzw. in den beurteilenden Textsegmenten weniger Heckenausdrücke zur Abschwächung von Kritik finden lassen als in den amerikanischen Texten“ (Hutz 2001:122).

Der Rezensent Christopher Benfey verwendet beispielsweise das Verb „seem“ in zwei aufeinanderfolgenden Sätzen, um Kritik an Irène Némirovskys Roman *Fire in the Blood* zu üben. Durch das Verb „seem“ wirkt die Meinung Benfeys relativierend.

Némirovsky, who wrote a life of Chekhov and considered casting “Fire in the Blood” as a play, *seems* to have aimed for the kind of wrenching revelations we associate with Ibsen. She also *seems* to have wrestled, not always successfully, with some of the challenges of writing a convincing thriller. (*New York Times* 2, 21.10.2007; Hervorh. von mir)

Auch die Tatsache, dass der Satzteil „not always successfully“ wie ein Relativsatz in den Satz eingeschoben wird und keinen eigenen Hauptsatz bildet, wirkt kritikabschwächend.

Der Rezensent Adam LeBor greift ebenfalls auf Heckenausdrücke zurück, um seine Meinung über das Sachbuch *Lord of the Land: The War for Israel's Settlements in the Occupied Territories 1967-2007* auszudrücken. Er kritisiert speziell die einseitige Perspektive der AutorInnen und die Tatsache, dass die Palästinenser als passive Opfer israelischer Expansionsbestrebungen dargestellt werden. Er benützt dazu Häufigkeitsadverbien wie „barely“. „It is also curious, especially considering the authors' leftist perspective, that the Palestinians *barely* feature in their book [...]“ (*New York Times* 2, 14.10.2007; Hervorh. von mir).

² Die Bezeichnung „Heckenausdrücke“ (engl. *hedge*) geht auf einen Aufsatz von Lakoff (1972) zurück. Lakoff versteht unter Heckenausdrücken in erster Linie Wörter und Wendungen, die dazu dienen, Vagheit entweder zu verstärken oder zu reduzieren. (Hutz 2001:120)

Der nun folgende Teil ist den Einzelbesprechungen der Rezensionen gewidmet.

3.3.1.1 *Chicago Tribune*

3.3.1.1.1 13. Oktober 2007: Jutta Richter (1955), *Die Katze oder Wie ich die Ewigkeit verloren habe* (2006), aus dem Deutschen übersetzt von Anna Brailovsky.

In der Beilage „Books“ der *Chicago Tribune* erschien während des Untersuchungszeitraumes eine Rezension eines übersetzten Buches. Es handelt sich um das Kinderbuch *The Cat, or, How I Lost Eternity*. Die Rezension wurde mit knapp über 300 Zeichen der Rubrik Kurzrezensionen zugeordnet.

Das Buch mit dem Originaltitel *Die Katze oder Wie ich die Ewigkeit verloren habe* wurde im deutschsprachigen Raum im Jahr 2006 veröffentlicht. Illustriert wurden beide Versionen, das deutschsprachige Original und die englischsprachige Übersetzung, von Rotraut Susanne Berner.

Die bekannte deutsche Kinderbuchautorin Jutta Richter erhielt zahlreiche Preise und Auszeichnungen, darunter im Jahr 2001 den Deutschen Jugendliteraturpreis in der Sparte Kinderbuch mit dem Buch *Der Tag, als ich lernte die Spinnen zu zähmen* und den Katholischen Kinder- und Jugendbuchpreis im Jahr 2005 [vgl. Richter 2005].

Ins Englische übersetzt wurde das Kinderbuch *Die Katze oder Wie ich die Ewigkeit verloren habe* von Anna Brailovksy. Anna Brailovsky absolvierte ihren M.A. in Kunstgeschichte an der John Hopkins University. Sie ist Ph.D. Kandidatin in Kunstgeschichte an der John Hopkins University. Zu ihren Übersetzungen ins Englische zählen beispielsweise Fjodor Dostojewskis *The Idiot* (2003) aus dem Russischen und Jutta Richters *Summer of the Pike* (2006) aus dem Deutschen. Das Buch *The Cat, or, How I Lost Eternity* wurde mit dem Mildred L. Batchelder

Honor Book Prize ausgezeichnet. Dieser Preis wird von der American Library Association für besondere Übersetzungen von Kinderliteratur verliehen [vgl. Brailvosky 2007].

Nichts davon wird jedoch in der Rezension erwähnt, die sich auf eine kurze Inhaltsangabe des Buches beschränkt.

3.3.1.2 *Los Angeles Times*

3.3.1.2.1 21. Oktober 2007: Lew Tolstoi (1828-1910), *Война и мир* (1865-69), aus dem Russischen übersetzt von Andrew Bromfield; aus dem Russischen übersetzt von Richard Pevear und Larissa Volokhonsky.

In der Sonntagsbeilage „Books“ der *Los Angeles Times* erschien am 21. Oktober 2007 die Rezension mit dem Titel „Tolstoy’s War and Peace – Two new translations“. In der Rezension widmet sich die Rezensentin Natasha Randall den beiden Neuübersetzungen aus dem Russischen ins Englische von Tolstois Werk *Krieg und Frieden*.

Im September 2007 veröffentlichte der Verlag *Ecco* die englische Übersetzung von Andrew Bromfield. Der Verlag *Knopf* gab kurz darauf, im Oktober 2007, die Übersetzung des „super star team of translators“ (Neary 2007) Richard Pevear und Larissa Volokhonsky heraus. Bei Bromfields Übersetzung handelt es sich um die Originalversion von Tolstois *Krieg und Frieden*. Diese Version ist um ca. 400 Seiten kürzer als das von Pevear und Volokhonsky übersetzte Werk (vgl. *ibid*).

Andrew Bromfield ist bekannt für seine Übersetzung aus dem Russischen der *Night Watch* Reihe des zeitgenössischen russischen Science-fiction und Fantasyautors Sergei Lukjanenko. Zu den Übersetzungen des Ehepaares Richard Pevear und Larissa Volokhonsky zählen zahlreiche klassische russische Werke. Seit der Veröffentlichung ihrer Übersetzung der *Brüder Karamasow*

von Dostojewski im Jahr 1990 übersetzten Richard Pevear und Larissa Volokhonsky 15 Werke von Dostojewski, Gogol, Tschechow und Tolstoi. Ihre Übersetzungen zeichnen sich durch das Erhalten charakteristischer Idiome, der „holprigen“ Syntax und der Beibehaltung von Wortwiederholungen des Russischen aus. In früheren Übersetzungen wurden diese Charakteristika der russischen Sprache mit dem Ziel, gut geschriebene englische Texte zu produzieren, „ausgebügelt“ (vgl. Figes 2007).

Tolstois Werk *Krieg und Frieden* ist ein bekanntes Werk, das nicht jeder gelesen hat, aber dessen Titel, Autor und Inhalt dem literaturinteressierten Publikum mit großer Wahrscheinlichkeit bekannt sind. Diese Tatsache spiegelt sich in der Rezension von Natasha Randall wider. Die Rezensentin geht nicht auf die inhaltlichen Aspekte von *Krieg und Frieden* ein. Natasha Randall widmet sich hingegen den übersetzungstechnischen und rezeptionsgeschichtlichen Aspekten der beiden Neuübersetzungen, was, wie in diesem Kapitel gezeigt wird, eine Ausnahme unter den untersuchten Rezensionen übersetzter Bücher darstellt (vgl. *Los Angeles Times* 1, 21.10.2007).

3.3.1.2.2 28. Oktober 2007: Alexandre Dumas (1802-1870), *Le Chevalier de Sainte-Hermine*, aus dem Französischen übersetzt von Lauen Yoder.

Am 28. Oktober 2008 erschien in der Rubrik „Discoveries“ der Beilage „Books“ in der *Los Angeles Times* die Rezension von Alexandre Dumas Roman *The Last Cavalier: Being the Adventures of Count Sainte Hermine in the Age of Napoleon*.

Alexandre Dumas verstarb im Jahr 1870, bevor er den Roman mit dem Originaltitel *Le Chevalier de Sainte-Hermine* fertigstellen konnte. In den späten 1980er Jahren wurden Teile des Manuskriptes vom Dumas-Experten Claude Schopp in den Archiven der Bibliothèque Nationale in Paris entdeckt. Im Jahr 2005 wurde das 1000 Seiten starke Buch in Frankreich erstmals veröffentlicht (vgl. BBC News 2005).

Der Übersetzer Lauren Yoder ist Professor für Französisch am Davidson College in North Carolina. Lauren Yoder wurde vom New Yorker Verlagshaus *Pegasus Books* gebeten, Dumas' Roman zu übersetzen. Yoder begann mit dem Übersetzen vor circa 10 Jahren. Zu seinen Übersetzungen zählen beispielsweise Werke des kongolesischen Autors Kama Kamanda und in Zusammenarbeit mit seinem Kollegen Alberto Hernandez-Chioldes eine Sammlung kubanischer Geschichten mit dem Titel *Afro-Cuban Tales* (vgl. Giduz 2007).

Die Rezensentin Susan Salter Reynolds widmet sich in der Rezension von Dumas' Roman zwei Themen: der Wiederentdeckung des Manuskriptes und der Inhaltsangabe des Werkes. In den ersten beiden Absätzen beschreibt sie die Entstehungsgeschichte des Romans *Le Chevalier de Sainte-Hermine*, der zu Lebzeiten Dumas als Feuilletonroman veröffentlicht wurde. Bei dem Werk handelt es sich um den fehlenden Teil eines großen „Puzzles“. Der Herausgeber schreibt in einer Anmerkung der englischsprachigen Ausgabe, dass Dumas vorhatte, die französische Geschichte von der Renaissance an in seine Werke miteinzubeziehen, vom Roman *La Reine Margot* (1845) bis zum Roman *Le Comte de Monte-Cristo* (1844-46). Im Vorwort des Buches *Le Chevalier de Sainte-Hermine* versucht der Dumas-Experte Claude Schopp eine Antwort auf die Frage zu geben, warum das Werk in Vergessenheit geriet. Nach dem Tod Dumas in der Nähe von Dieppe, im Norden Frankreichs, während des Deutsch-Französischen Krieges und kurz vor dem Eintreffen der preußischen Truppen in Frankreich vergrub der Notar Charpillon das Manuskript des Romans. Nach dem Einmarsch der preußischen Truppen übergab Charpillon das Manuskript einem Notar in Rouen (vgl. *Los Angeles Times* 2, 28.10.2007).

In den folgenden zwei Absätzen beschreibt die Rezensentin Susan Salter Reynolds den Inhalt des Romans. Sie konzentriert sich vor allem auf die Beschreibung der Liebesgeschichte zwischen

dem Adligen Hector de Sainte-Hermine und der Mademoiselle de La Clémencière, einer jungen Kreolin, die unter dem persönlichen Schutz von Bonapartes Frau Josephine steht (vgl. *ibid.*).

In der Rezension wird nicht erwähnt, dass es im Roman auch um den Aufstieg und Fall Napoleons geht. Hector de Sainte-Hermine ist hin- und hergerissen zwischen seiner dem König verbundenen Vergangenheit und der Faszination mit dem napoleonischen Reich. Ebenso wird im Roman der „Battle of Trafalgar“ beschrieben. Im Roman ist Hector der Schütze, der Lord Nelson tötet (vgl. BBC 2005).

3.3.1.3 *New York Times*

Es mag auf den ersten Blick überraschen, dass man sich in der Sonntagsbeilage der *New York Times*, der „Sunday Book Review“, in keiner Rezension den beiden Neuübersetzungen von Tolstois *Krieg und Frieden* widmete. Richard Pevears und Larissa Volokhonskys Neuübersetzung von Tolstois *Krieg und Frieden* wurde auf andere Art besprochen. Dabei fällt auf, dass Andrew Bromfields Übersetzung nicht diskutiert wurde.

Am 14. Oktober 2007 erschien in der „Sunday Book Review“ ein Aufsatz des Übersetzers Richard Pevear mit dem Titel „Tolstoy’s transparent sounds“ (Pevear 2007). Am 15. Oktober 2007 begann in der Online-Ausgabe der „Sunday Book Review“ in der Rubrik „Reading Room“ eine einmonatige Diskussionsrunde zu Pevears und Volokhonskys Neuübersetzung. Unter den fünf Diskussionsteilnehmern befanden sich Bill Keller, Chefredakteur der *New York Times*, Stephen Kotkin, Direktor des Programms für „Russian and Eurasian studies“ an der Princeton University, die Autorin Francine Prose, Liesl Schillinger und Sam Tanenhaus, Herausgeber der „Book Review“ (vgl. Tanenhaus 2007).

3.3.1.3.1 14. Oktober 2007: Mario Vargas Llosa (1936, Peru), *Travesuras de la niña mala* (2006), übersetzt aus dem Spanischen von Edith Grossman.

Am 14. Oktober 2007 erschien in der Beilage „Sunday Book Review“ der *New York Times* die Rezension von Mario Vargas Llosas Roman *The Bad Girl*. Mario Vargas Llosa ist Journalist und Autor. Er wurde im Jahr 2006 mit dem Cabot Prize ausgezeichnet. Diese Auszeichnung wird an der Columbia University für besondere journalistische Leistungen im Bemühen um inter-amerikanische Kooperation, zwischen den Vereinigten Staaten und Lateinamerika, verliehen (vgl. Columbia University Graduate School of Journalism 2006). Mario Varga Llosas Bücher wurden in mehr als dreißig Sprachen übersetzt. [Llosa 2006]

Edith Grossman übersetzte Llosas Roman *Travesuras de la niña mala* aus dem Spanischen ins Englische. Grossman promovierte in lateinamerikanischer Literatur an der New York University (NYU) und war danach als Hochschulprofessorin tätig. Seit den 90er Jahren arbeitet sie hauptberuflich als Übersetzerin. Edith Grossman übersetzte mehr als dreißig Werke ins Englische, darunter Bücher des Nobelpreisträgers Gabriel García Márquez (vgl. Devaney 2004).

In der Rezension von Llosas Werk steht der Inhalt des Romans an erster Stelle. Die Rezensentin Kathryn Harrison hebt am Anfang der Rezension den parallelen Handlungsstrang zu Gustave Flauberts Roman *Madame Bovary* (1857) hervor. Ein Mann liebt und verehrt eine Frau. Sie aber ist herzlos, nützt seine Großzügigkeit aus, verlässt ihn mehrmals, doch er nimmt sie immer wieder bei sich auf.

Im darauffolgenden Teil der Rezension wird die Handlung des Romans *The Bad Girl* vorgestellt. Die Geschichte von Ricardo und dem Mädchen Lily beginnt in den 50er Jahren in Lima, Peru. Der Roman spielt im Gegensatz zu *Madame Bovarys* ländlichem Schauplatz in urbaner Umgebung. Als der fünfzehnjährige Ricardo das neu in der Stadt angekommene Mädchen Lily

zum ersten Mal sieht, ist er ihr hoffnungslos verfallen. Als er in den darauffolgenden Jahren in Paris als Übersetzer arbeitet, taucht Lily, auf ihrem Weg nach Kuba um als Guerillakämpferin ausgebildet zu werden, wieder auf.

Die Erzählperspektive ist im Gegensatz zu *Madame Bovarys* großteils allwissendem Erzähler jene von Ricardo. Gegen Ende der Rezension geht die Rezensentin auf ein Hauptthema des Romans ein: die Frage nach Identität. Ricardo fühlt sich im Paris der 60er Jahre, als die philosophische Strömung der Existenzphilosophie an Popularität gewinnt, entwurzelt. Er ist auch gefangen im Moment des Übersetzens der Sprache eines Menschen in jene eines anderen Menschen. Er hat das Gefühl zu existieren, ohne jedoch zu existieren. Auch für das Mädchen stellt sich die Frage nach Identität. Sie ist getrieben von der Gier nach Geld und Macht. Kathryn Harrison stellt gegen Ende der Rezension die Fragen, ob Lilys wahre Identität dem/der LeserIn verborgen bleibt oder ob ihre wahre Identität nicht existiert? Hat nur das Verlangen allein die Macht, unsere Identität zu formen?

Die Rezensentin beendet die Buchbesprechung mit folgendem Gedankengang: Beide Frauen, Madame Bovary und Lily, sind „creatures of appetite“ (*New York Times* 1, 14.10.2007), die die ihnen auferlegten gesellschaftlichen Grenzen zu überwinden suchen. Sie sehnen sich nach Geld, Lust, Macht und nach dem Leben. Sie sind schrecklich und beneidenswert zugleich, da sie sich mit nichts weniger begnügen, als mit dem, das sie erreichen wollen und auch bereit sind, dafür die Konsequenzen zu tragen (vgl.: *ibid*).

3.3.1.3.2 21. Oktober 2007: Irène Némirovsky (1903, Kiev-1942, Auschwitz), *Chaleur du Sang* (1938-42), übersetzt aus dem Französischen von Sandra Smith.

Die Rezension von Irène Némirovskys Roman *Fire in the Blood* erschien am 21. Oktober 2007 in der „Sunday Book Review“ der *New York Times*.

Irène Némirovsky emigrierte nach der Russischen Revolution nach Frankreich und studierte in Paris an der Sorbonne. Erste literarische Erfolge erzielte sie mit dem Roman *David Golder*. Zu ihren weiteren Werken zählen *Le Bal* und *Suite Française*, das 60 Jahre nach Némirovskys Tod im Jahr 2006 in Frankreich veröffentlicht wurde. Der Roman mit dem französischen Originaltitel *Chaleur du Sang* wurde vor kurzem entdeckt und im Jahr 2007 erstmals in Frankreich publiziert [vgl. Random House, Inc. 2008].

Im ersten Teil der Rezension greift der Rezensent Christopher Benfey die Lebensgeschichte von Irène Némirovsky und die Entstehungsgeschichten der Romane *Suite Française* und *Fire in the Blood* auf. Trotz zahlreicher Versuche seitens Némirovskys Ehemann, seine zum Katholizismus konvertierte und für rechtsgerichtete Zeitungen schreibende Frau vor der Deportation zu retten, wurde Irène Némirovsky im Jahr 1942 verhaftet und nach Auschwitz gebracht, wo sie kurz darauf starb. Der Roman *Suite Française*, der den Exodus der Franzosen aus Paris im Frühling 1940 dokumentiert, war 60 Jahre in einem Irène Némirovskys Tochter Denise Epstein anvertrautem Koffer verborgen gewesen. Auch das Manuskript des Romans *Chaleur du Sang* wurde erst vor kurzem entdeckt. Wissenschaftler, die Némirovskys Biographie recherchierten, stießen in einem Pariser Archiv auf das Manuskript.

In den folgenden fünf Absätzen der Rezension widmet sich der Rezensent Christopher Benfey der Inhaltsbeschreibung des Romans *Fire in the Blood*. Die Geschichte beginnt mit den Beobachtungen des Erzählers Silvio, einem älteren und zurückgezogen lebenden Mann, der mehr

von der Welt gesehen hat als seine Nachbarn. Er beobachtet die Vorbereitungen für eine Hochzeit am Land. Silvios Kousine und ihr Mann sind die Eltern der Braut Colette. Der Bräutigam Jean Dorian wünscht sich eine perfekte Ehe mit Colette, so perfekt wie die Ehe ihrer Eltern.

Die Jahreszeiten gehen vorüber, das Ehepaar lebt in der Mühle im Einklang mit der Natur und Colette bekommt einen Sohn. Dennoch scheint etwas diese Idylle zu gefährden. Der wahre Eindringling und unberechenbare Fremdling ist „the fire in the blood“. Es ist die Leidenschaft, die einen verzehrt, bis sie nach einigen Jahren verlischt. Erst dann erkennt man, wieviel Schaden „das Feuer“ angerichtet hat. Als Jean Dorian tot im Fluss gefunden wird, beschließen die Dorfbewohner den Vorfall als Unfall zu betrachten. Silvia schweigt über die Streifzüge, die er des Nachts beobachtet. Die Wahrheit tritt erst zu Tage, als Silvio von seiner eigenen Vergangenheit eingeholt wird.

Im letzten Teil der Rezension bemängelt Christopher Benfey die Erzählperspektive des Ich-Erzählers. So müssen beispielsweise im Roman Geständnisse genau dann gemacht werden, wenn sie von der Handlung verlangt werden. Benfey versucht auch, Némirovskys Roman in ihr Gesamtoeuvre einzuordnen. Er schließt mit dem Satz, dass die Neuauflage vier ihrer Werke zeigen wird, wo *Fire in the Blood* im Gesamtwerk Némirovskys anzusiedeln ist (vgl. *New York Times* 2, 21.10.2007).

Die Übersetzerin Sandra Smith übersetzte vier von Irène Némirovskys früheren Romanen, darunter *David Golder* und *Le Bal* aus dem Französischen ins Englische. Sie übersetzte auch Némirovskys *Suite Française* und *Chaleur du Sang* ins Englische.

3.3.1.3.3 28. Oktober 2007: Idith Zertal und Akiva Eldar, *Lords of the Land: The War for Israel's Settlements in the Occupied Territories 1967-2007*, übersetzt aus dem Hebräischen von Vivian Eden.

Die Rezension des Sachbuches *Lords of the Land: The War for Israel's Settlements in the Occupied Territories 1967-2007* erschien am 28. Oktober 2007 in der Beilage „Sunday Book Review“ der *New York Times*.

Idith Zertal ist Historikerin und Autorin zahlreicher Bücher jüdischer, zionistischer und israelischer Geschichte. Sie unterrichtete am Interdisciplinary Center (IDC), einer israelischen Denkfabrik in Herzlyya, und an der Hebrew University Jerusalem (HUJ). Zu ihren zahlreichen Gastprofessuren zählen Lehraufenthalte an der University of Chicago und an der Hochschule École des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris. Idith Zertal unterrichtet am Institut für Jüdische Studien der Universität Basel (vgl. University of Massachusetts Amherst 2007).

Akiva Eldar ist ein renommierter Journalist. Er arbeitet für die moderate israelische Qualitätszeitung *Ha'aretz*. Zusammen mit Idith Zertal schrieb er das Buch *Lords of the Land*.

In der Buchbesprechung des Werkes gibt der Rezensent Adam LeBor in den ersten beiden Absätzen einen Einblick in die Geschichte des israelisch-palästinensischen Konfliktes seit Ende des Krieges im Jahr 1967. Die Rezension beginnt mit dem Satz: „There are two Israels: one inside the Green Line, the 1967 border, the other an occupying power extending beyond it“ (*New York Times* 3, 28.10.2007). Was darauf folgt, sind Kurzbeschreibungen eines einerseits florierenden Israels und eines andererseits seit 1967 israelisch besetzten Westjordanlandes.

In den nächsten zwei Absätzen geht Adam LeBor direkt auf das Buch *Lords of the Land* ein. Bei diesem Werk handle es sich um die bis dato umfangreichste Geschichte des israelischen Besiedelungsprojektes.

Adam LeBor kritisiert im letzten Teil der Buchbesprechung den Inhalt des Werkes. Er zählt zwei Kritikpunkte auf. Dem Buch fehle es teilweise an Kontext und einem erweiterten Diskussionsrahmen. So wurde beispielsweise kein Argument für die Verteidigung der Besiedelungsprojekte diskutiert. Adam LeBor wirft die Frage auf, ob die israelischen Besiedelungen eine unausweichliche Konsequenz des Zionismus waren oder ob sie aus den besonderen Umständen im Jahr 1967 entstanden? Weiters wundert Adam LeBor, dass die Palästinenser von den beiden links gerichteten AutorInnen lediglich als passive Opfer der expansionsorientierten israelischen Regierung und der habgierigen zionistischen Siedler dargestellt werden. Er meint, auch die Palästinenser hätten Chancen gehabt, Entscheidungen zu treffen, die aber, wie beispielsweise beim Treffen des PLO-Chefs Yassir Arafat und des Ministerpräsidenten Ehud Barak im Camp David im Jahr 2000 nicht erfolgreich wahrgenommen wurden (vgl. *ibid.*).

Die Übersetzerin Vivian Eden übersetzt Romane aus dem Hebräischen. Ausführliche Informationen über Vivian Eden konnten im Internet nicht gefunden werden.

3.3.2 *ResenzentInnen*

Die Online-Recherche ergab eine Unterteilung der Berufe der RezensentInnen in drei Gruppen: SchriftstellerInnen und AutorInnen, ProfessorInnen und ÜbersetzerInnen. Da sich bei manchen LiteraturkritikerInnen die Berufssparten überschneiden, d.h. die RezensentInnen mehr als einer Gruppe angehören, wurde die Zuordnung zu nur einer Kategorie getroffen. Die Rezensentin Natasha Randall beispielsweise ist als Literaturkritikerin und als Übersetzerin tätig. Da ihre Tätigkeit als Übersetzerin für die vorliegende Arbeit relevant und aufschlussreich ist, wurde Natasha Randall der Kategorie ÜbersetzerInnen zugeordnet.

Es soll diesem Teil vorangestellt sein, dass sich die Annahme bestätigt hat, dass RezensentInnen, die als ÜbersetzerInnen tätig sind, ihr kulturelles Kapital, d.h. ihr fachspezifisches Wissen über das Übersetzen, in die Rezension einfließen lassen. Weiters soll darauf hingewiesen werden, dass, wie bereits in Abschnitt 2.4 (Pierre Bourdieus Feldtheorie) beschrieben, das Vorhandensein von symbolischem Kapital die Existenz der anderen drei Kapitalformen bestätigt. Man kann auch annehmen, dass zwischen den AkteurInnen (RedakteurInnen, VerlegerInnen, RezensentInnen und ÜbersetzerInnen) ein Netzwerk besteht, was auf das Bestehen von sozialem Kapital zurückzuführen ist. Daraus ergibt sich, dass manche RezensentInnen regelmäßig für eine bestimmte Zeitung Bücher rezensieren. Die Professorin Mary Harris Russell rezensiert beispielsweise immer die Rubrik „Kinderbücher“ für die *Chicago Tribune*. Aussagekräftige Ergebnisse könnten auch in diesem Fall durch eine Verlängerung des Untersuchungszeitraumes erzielt werden.

Von den RezensentInnen sind zwei als AutorInnen bzw. SchriftstellerInnen tätig, zwei RezensentInnen gehen einer universitären Tätigkeit nach, während eine Rezensentin als Übersetzerin arbeitet und eine weitere Rezensentin hauptberuflich als Literaturkritikerin tätig ist.

3.3.2.1 SchriftstellerInnen und AutorInnen

RezensentInnen, die SchriftstellerInnen sind und über einen hohen Bekanntheitsgrad verfügen, bringen ihr symbolisches Kapital automatisch in die Rezension ein. Das kann sich auf das Kaufverhalten der LeserInnen auswirken. Die positive oder negative Bewertung eines/einer bekannten Rezensenten/Rezensentin ist einflussreicher als die Meinung eines/einer weniger bekannten Rezensenten/Rezensentin. Das symbolische Kapital des/der Rezensenten/Rezensentin wird somit auf den/die SchriftstellerIn des Originals übertragen. Umgekehrt kann sich das

symbolische Kapital eines/einer bekannten Schriftstellers/Schriftstellerin auf einen/eine weniger bekannte/n Rezensenten/RezensentIn übertragen. Verfügen beide, RezensentIn und SchriftstellerIn, über symbolisches Kapital, kommt es zu einem Kräfteingen innerhalb des Rezensionsfeldes. Das symbolische Kapital beider AkteurInnen kann dadurch vergrößert oder verkleinert werden.

Nun anschließend werden die Schriftstellerin Kathryn Harrison und der Autor Adam LeBor vorgestellt, die als Rezensent/Rezensentin tätig sind.

3.3.2.1.1 Kathryn Harrison

Kathryn Harrison rezensierte in der Beilage „Sunday Book Review“ der *New York Times* den Roman *The Bad Girl*. Kathryn Harrison studierte Englisch und Kunstgeschichte an der Stanford Universität



Abb. 7: Kathryn Harrison
[Harrison 2005]

in Kalifornien. Ihr neuester Roman heißt „Envy“. Kathryn Harrison schreibt regelmäßig Beiträge für die „Sunday Book Review“ der *New York Times*. Ihre Aufsätze werden unter anderem in der Monatszeitschrift *Harper's Magazine* und in der Zeitschrift *The New Yorker* publiziert. Kathryn Harrison lebt in New York [vgl. Harrison 2008].

3.3.2.1.2 Adam LeBor

Der Brite Adam LeBor ist Experte für Osteuropa und den Nahostkonflikt. Er rezensierte für die „Sunday Book Review“ der *New York Times* das Sachbuch *Lords of the Land*. Adam LeBor



Abb. 8: Adam LeBor
[Adam LeBor 2006]

ist Autor zahlreicher Bücher, die in neun Sprachen übersetzt wurden. In seinem neuesten Werk *Complicity with Evil: The United Nations in the Age of Modern Genocide* (2006) untersucht er

das Fehlverhalten der Vereinten Nationen (UN) in Srebrenica, Ruanda und Darfur. Adam LeBors Artikel werden in den britischen Tageszeitungen *The Times*, *The Guardian*, im *Economist* und in der *New York Times* veröffentlicht. Seine im Jahr 2002 erschienene Biographie *Milosevic: A Biography* gilt als englischsprachiges Standardwerk über den ehemaligen jugoslawischen Präsidenten. Adam LeBor wohnt in Budapest [vgl. Adam LeBor 2006].

3.3.2.2 ProfessorInnen

ProfessorInnen bringen, wie SchriftstellerInnen auch, ihr symbolisches Kapital automatisch in die Rezension ein. Die Meinung eines/einer Rezensenten/Rezensentin, der/die eine exzellente Ausbildung an U.S.-amerikanischen Eliteuniversitäten genossen hat und dessen/deren Publikationen in renommierten Zeitschriften wie der *New York Review of Books* und der *Times Literary Supplement* publiziert werden, ist einflussreicher als die eines/einer Rezensenten/Rezensentin, der/die über weniger symbolisches Kapital verfügt.

Die folgenden beiden RezensentInnen gehen einer universitären Tätigkeit nach.

3.3.2.2.1 Christopher Benfey

Christopher Benfey rezensierte in der Beilage „Sunday Book Review“ der *New York Times* den Roman *Fire in the Blood*.

Christopher Benfey ist Mellon Professor für Englisch am Mount Holyoke College in Massachusetts. Er pro-



Abb. 9: Christopher Benfey
[Mount Holyoke College 2006]

movierte an der Harvard University. Christopher Benfeys Beiträge werden unter anderem in der „Sunday Book Review“ der *New York Times*, der *New York Review of Books* und in der

Literaturzeitschrift *Times Literary Supplement* veröffentlicht [vgl. Mount Holyoke College 2006].

3.3.2.2.2 Mary Harris Russell

Mary Harris Russell ist Emerita Professorin für Englisch an der Indiana University Northwest in Gary, Indiana. Sie rezensierte das Kinderbuch *The Cat, or, How I Lost Eternity* in der Beilage „Books“ der *Chicago Tribune*. Mary Harris Russell promovierte

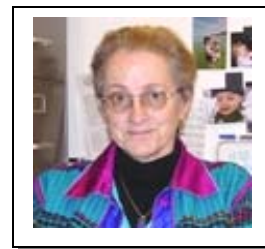


Abb. 10: Mary Harris Russell
[Indiana University Northwest 2003]

an der University of California, Berkeley. Zu ihren Interessensgebieten zählen mittelalterliche Literatur und Kinderliteratur. Mary Harris Russell rezensiert wöchentlich Kinderbücher für die *Chicago Tribune* [vgl. Indiana University Northwest 2003].

3.3.2.3 ÜbersetzerInnen

Handelt es sich bei RezensentInnen um ÜbersetzerInnen, kann man annehmen, dass in dieser Berufsgruppe ein größeres Bewusstsein hinsichtlich der Sichtbarmachung von ÜbersetzerInnen besteht als bei anderen RezensentInnen.

3.3.2.3.1 Natasha Randall

Über Natasha Randall war im Internet wenig Information zu finden. Dies verwundert möglicherweise angesichts der Tatsache, dass sie die beiden Neuübersetzungen von Tolstois Werk *War and Peace* in der Beilage „Books“ der Los Angeles Times rezensierte. Natasha

Randalls englische Übersetzung von Jewgeni Samjatins Roman *We (Mbi, 1921)* aus dem Russischen wurde im Jahr 2006 veröffentlicht (vgl. The Leonard Lopate Show 2006).

3.3.2.4 LiteraturkritikerInnen

3.3.2.4.1 Susan Salter Reynolds

Susan Salter Reynolds ist Literaturkritikerin bei der *Los Angeles Times*. Sie rezensierte in der Beilage „Books“ der *Los Angeles Times* Alexandre Dumas' Roman *The Last Cavalier: Being the Adventures of Count Sainte Hermine in the Age of Napoleon*. Wie auch bei Natasha Randall konnte über Susan Salter Reynolds wenig Information im Internet gefunden werden.

3.3.2.5 Kurzzusammenfassung

Die Ergebnisse der Analyse zeigen, dass es sich bei den RezensentInnen um ExpertInnen handelt, die in ihrem Fachgebiet über kulturelles und daher auch symbolisches Kapital verfügen. Die konsultierten Online-Quellen geben jedoch nicht Aufschluss darüber, welche Sprachen die RezensentInnen beherrschen. Es ist daher nicht eruierbar, ob die RezensentInnen das Original des rezensierten Buches verstehen. Die Ausnahme bildet die Rezensentin Natasha Randall, die als Übersetzerin aus dem Russischen tätig ist.

3.3.3 *ÜbersetzerInnen*

Gegenstand der folgenden Analyse ist die Sichtbarmachung der ÜbersetzerInnen, d.h. wie bewerten RezensentInnen die Übersetzungsleistung. Die Analyse ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil geht es um die Unsichtbarkeit von ÜbersetzerInnen durch Nichtsichtbarmachung und implizite Sichtbarmachung. Man spricht von impliziter Sichtbarmachung, wenn die Qualität des Schreibens ausschließlich auf den/die AutorIn zurückgeführt wird. Im zweiten Teil wird die explizierte Sichtbarmachung der ÜbersetzerInnen und ihrer Übersetzungsleistung analysiert.

3.3.3.1 Unsichtbarkeit der ÜbersetzerInnen

Wie in Punkt 3.2.2 besprochen, findet in 50% der Rezensionen keine Bewertung bzw. eine neutrale Bewertung der Übersetzungsleistung statt. Auffallend ist, dass, wie bereits beschrieben, (siehe Punkt 3.3.1) die LiteraturkritikerInnen in den Rezensionen fast ausschließlich auf den Inhalt der Werke eingehen. In diesem Fall findet eine Nichtsichtbarmachung der ÜbersetzerInnen statt, was im Großteil der Rezensionen geschieht.

3.3.3.1.1 Implizite Sichtbarmachung der ÜbersetzerInnen

In den Rezensionen gibt es keine aussagekräftigen Textbeispiele für die implizite Sichtbarmachung von ÜbersetzerInnen. Die vorliegende Untersuchung hat gezeigt, dass die LiteraturkritikerInnen der untersuchten Rezensionen nicht auf die Qualität des Schreibens eingehen. Eine mögliche Erklärung dafür könnte sein, dass eine der Hauptfunktionen von Rezensionen darin besteht, zum Kauf der Bücher anzuregen (siehe Punkt 3.1.1). Um den/die LeserIn über das Buch

zu informieren und die verkaufsfördernde Funktion von Rezensionen zu erfüllen, sind ausführliche Inhaltsbesprechungen nötig.

3.3.3.2 Explizite Sichtbarmachung der ÜbersetzerInnen

Wie in Punkt 3.2.2 ersichtlich, wird die Übersetzungsleistung in 50% der Rezensionen bewertet. Somit werden die ÜbersetzerInnen als Personen sichtbar gemacht. Die folgenden Beispiele zeigen, welche Kapitalien der ÜbersetzerInnen von den RezensentInnen sichtbar gemacht werden.

Auffällig ist, dass in den drei Rezensionen, in denen die Übersetzungsleistung explizit bewertet wurde, ausschließlich Lob an der Übersetzung bzw. keine Kritik geübt wurde. Diese Tatsache spricht für eine im englischsprachigen Sprachraum verankerte Diskurskonvention.

[...] dass sich die deutschen Texte eher durch eine hohe Sachorientierung auszeichnen, während bei den amerikanischen Texten die Beziehungsorientierung stärker im Vordergrund steht und das Bestreben deutlich erkennbar ist, die Gefahr eines Gesichtsverlustes möglichst zu reduzieren.

(Hutz 2001:123)

Im folgenden Teil werden zwei Rezensionen in chronologischer Reihenfolge unter der Überschrift „Adjektive und Adverbien“ besprochen. Eine Rezension wird im Teil „Tolstoy’s *War and Peace* – Two new translations“ analysiert.

3.3.3.2.1 Adjektive und Adverbien

In Abschnitt 2.2 wurde auf den floskelhaften Charakter von Übersetzungskritik hingewiesen.

Die folgenden Beispiele illustrieren, dass diese Art der Beurteilung in den untersuchten Rezensionen stattfindet, in denen die Übersetzung explizit bewertet wird.

Die Rezensentin Kathryn Harrison geht in ihrer dreiseitigen Rezension des Romans *The Bad Girl* einmal auf die Übersetzung ein.

Translated by Edith Grossman with the fluid artistry readers have come to expect from her renditions of Latin American fiction, “The Bad Girl” is one of those rare literary events: a remaking rather than a recycling. (*New York Times* 1, 14.10.2007)

Aus dieser Textpassage ist ersichtlich, dass die Rezensentin ein gewisses Bewusstsein für das Thema Übersetzung aufbringt. Die Beurteilung der Übersetzung taucht bereits im zweiten Absatz der Rezension auf. Dennoch, die Reduzierung der Bewertung auf die Adjektive „fluid“ und „rare“ unterstreicht die Aussage, dass „[Übersetzung] für die meisten Kritiker nur ein Seitenthema ist und bleibt“ (Tippner 2000:267).

Das Adjektiv „fluid“ deutet weiters darauf hin, dass sich der Text flüssig liest und Lesefreundlichkeit aufweist. Das Wort „artistry“ kann als Kunstfertigkeit übersetzt werden, was eine durchaus positive Bewertung der Übersetzungsleistung ist. Kathryn Harrison lässt durch ihre Wortwahl vermuten, dass sie transparente Übersetzungen bevorzugt. Die Rezensentin unterstreicht damit die Unsichtbarkeit der ÜbersetzterInnen.

Peter Fawcett beschreibt das ähnliche Ergebnis seiner Untersuchung folgendermaßen:

It will probably not come as a surprise, but may cause dismay to some experts in translation theory to find that the quality most commonly preferred in a translation, even by reviewers who are almost invariably themselves original writers, is transparency, the feeling that one is not reading a translation after all. (Fawcett 2000:296)

Weiters ist Kathryn Harrisons Aussage, *The Bad Girl* sei „a remaking rather than a recycling“ (*New York Times* 1, 14.10.2007) wenig aufschlussreich. Wenn die Übersetzung die hohen Erwartungen der LeserInnen an die renommierte Übersetzerin Edith Grossman erfüllt, sollte dieser Erfolg für das literaturinteressierte Publikum anhand von Textbeispielen nachvollziehbar gemacht werden.

Kathryn Harrison weist in der Rezension auf Edith Grossmans symbolisches Kapital hin. Harrison schreibt: „[...] with the fluid artistry readers have come to expect from her renditions of Latin American fiction, [...]“ (ibid.). Durch die Wortwahl „come to expect“ macht die Rezensentin Edith Grossmans symbolisches Kapital, d.h. ihren Bekanntheitsgrad und guten Ruf als erfolgreiche Übersetzerin in Ansätzen sichtbar.

Anja Tippner meint, dass in Rezensionen auf die Übersetzung meist erst im Abspann der Rezension, kurz vor Schluss verwiesen wird (vgl. Tippner 2000:267). Der Rezensent Christopher Benfey erwähnt die Übersetzung des Romans *Chaleur du Sang* bereits im vierten Absatz. Dennoch erkennt man, dass die Übersetzung auch in dieser Rezension lediglich ein „Seitenthema“ ist.

The first thing to say about this novella, limpidly translated by Sandra Smith, is that it has almost none of the historical immediacy of “Suite Française.” Set amid the timeless rituals of planting and harvest, it features a cast of characters — some with suggestive mythological names — drawn from families “of a rich bloodline that loves everything that has its roots in the land.” (*New York Times* 2, 21.10.2007)

In dieser Rezension wird die Übersetzungsleistung mit fünf Worten beurteilt. Darin sind auch der Vor- und der Nachname der Übersetzerin enthalten. Die Übersetzungsleistung wird in einem Relativsatz, inmitten eines Hauptsatzes, erwähnt. Der Hauptsatz wird mit „The first thing to say about this novella, [...]“ (ibid.) eingeleitet. Aufgrund der Wortwahl nimmt man an, dass das, was folgt, wichtig ist. Der eingeschobene Relativsatz hingegen erweckt den Eindruck, dass die in ihm enthaltene Information weniger wichtig ist als die des Hauptsatzes. Es scheint daher, als wäre dem Rezensenten gerade noch rechtzeitig eingefallen, auf die Übersetzung hinzuweisen.

Das Adverb „limpidly“, das sich auf die Übersetzungsleistung bezieht, lässt sich als „klar“, „hell“ oder „durchsichtig“ übersetzen. Wie bereits in der ersten Rezension, wird auch in dieser Rezension die Lesefreundlichkeit der „transparenten“ Übersetzung hervorgehoben. Der Rezensent fügt seiner Beschreibung der Übersetzung keine weitere Wertung hinzu. Man erkennt nicht eindeutig, ob er „limpidly“ translated als positive Übersetzungsleistung erachtet.

Man kann aus der Analyse und unter Zuhilfenahme von Venutis Konzept der Unsichtbarkeit von ÜbersetzerInnen (siehe Abschnitt 2.1) schließen, dass ÜbersetzerInnen, deren Texte als „fluid“ und „limpidly translated“ beschrieben werden, eine vorwiegend domestizierende Übersetzungsstrategie anwenden.

3.3.3.2.2 „Tolstoy’s *War and Peace* – Two new translations.“

Wie in Punkt 3.1.2 erläutert, setzen sich RezensentInnen gründlich mit der Übersetzung eines Buches auseinander, wenn es sich um die Neuübersetzung eines klassischen oder kanonischen Werkes handelt. Eine Übersetzung hat auch gute Chancen in einer Buchbesprechung wenigstens am Rande diskutiert zu werden, wenn der/die RezensentIn ÜbersetzerIn ist (vgl. Tippner 2000:267).

Beide Punkte treffen auf die zwei Neuübersetzungen ins Englische von Tolstois Werk *Krieg und Frieden* zu. Die Rezensentin Natasha Randall widmet sich in der knapp dreiseitigen Rezension fast ausschließlich der Übersetzungsthematik. Wie zu Beginn des Abschnitts erwähnt, ist Natasha Randall als Übersetzerin tätig.

Rezensionen von Neuübersetzungen gehören auch zu den seltenen Fällen, in denen schon die Überschrift des Artikels erwähnt, dass es sich um eine Übersetzung handelt: „Mersaults neue deutsche Stimme. ‚Der Fremde‘ von Albert Camus in Uli Aumüllers Übersetzung“ (Süddeutsche Zeitung, 5. 4. 95) oder „Die Wiedergeburt des Grauhörnchens. Vladimir Nabokovs ‚Pnin‘, neu übersetzt, neu gelesen“ (FAZ, 4. 10. 94). (ibid.:268)

Auch die Überschrift der Rezension von Tolstois Werk *Krieg und Frieden* lässt eindeutig erkennen, dass es sich um eine Übersetzung, in diesem Fall, um zwei Neuübersetzungen handelt: „Tolstoy’s ‘War and Peace’ -- Two new translations.“ (*Los Angeles Times* 1, 21.10.2007)

Die Rezensentin Natasha Randall nimmt die beiden Neuübertragungen zum Anlass, um übersetzungstheoretische und rezeptionsgeschichtliche Aspekte anzusprechen. Gleich zu Beginn schreibt sie: „Translation is not one act; it is a continuing gesture. There is no such thing as a definitive translation -- in fact, there’s nothing definitive in the whole business, not even the

dictionaries“ (ibid.). Im letzten Satz fasst sie diese Idee, mit speziellem Bezug auf das Neuartige jeder Übersetzung eines klassischen Werkes, noch einmal zusammen: „There is no such thing as a definitive “translation”, but new and ringing echoes that breathe new life into the classics“ (ibid.).

Natasha Randall widmet sich in zwei Absätzen der Frage bzw. der Antwort, warum es nach circa 10 Übersetzungen von *Krieg und Frieden* zwei weitere Neuübersetzungen gibt. „The role of translation has changed over the last century. [...] Now, there’s an impulse to refresh the classics. It’s a sort of Renaissance in Russian re-translation“ (ibid.).

Ist der Autor als großer Stilist oder „komplizierter“ Autor bekannt, vergleichen die RezensentInnen teilweise die Originalversion mit der Übersetzung (vgl. Tippner 2000:268).

Natasha Randall beschreibt die Komplexität von Tolstois Werk: „The action takes place between 1805 and 1820, and about 500 characters enter its pages. It’s full of great stories, but there’s no discernible plot“ (*Los Angeles Times* 1, 21.10.2007). Sie geht weiters auf die Unterschiede zwischen dem Russischen und dem Englischen ein.

The Russian language, in comparison to English, is just built differently. It has many more joints to its sentences. Things can be rearranged easily. [...] These features of the Russian language, among others, mean there is rarely a direct fit for anything. (ibid.)

Natasha Randall spricht aus eigener Erfahrung. Als Übersetzerin aus dem Russischen weiß sie um die Herausforderungen der russischen Sprache Bescheid.

Für den Übersetzer Richard Pevear zeichnet sich Tolstois Sprache durch „short sentences, the repetitions of words and a talent for capturing moments“ (ibid) aus. Natasha Randall untermauert anhand einer Textstelle, wie das Übersetzerteam und Ehepaar Richard Pevear und Larissa

Volokhonsky die Charakteristika von Tolstois Sprache, die kurzen Sätze und die durch wenige Worte entstehenden Eindrücke (elliptical impressions), in der englischsprachigen Version beibehalten haben: „As horses shy, crowd, and snort over a dead horse, so people crowded around the coffin in the drawing room“ (ibid.). Auch Andrew Bromfields Übersetzung wird für die gelungene Wiedergabe der mentalen Bilder, die durch Tolstois Sprache entstehen, gelobt: „Bromfield has a wonderful fluency with Tolstoy’s prolonged moments: [...]“ (ibid).

Obwohl sich die kommentierten Textstellen auf die beiden genannten Beispiele beschränken und kein direkter Vergleich zwischen den beiden Übersetzungen stattfindet, wurde in dieser Rezension der erfolgreiche Versuch unternommen, Übersetzungskritik zu betreiben. Neben Randalls Bemühen, die Übersetzungsstrategien zu charakterisieren, zeichnet sich die Rezension auch durch das Offenlegen von Randalls Beurteilungskriterien und durch das Miteinbeziehen der Texte aus.

3.3.4 *Zusammenfassung*

Es hat sich gezeigt, dass bei den RezensentInnen für die Übersetzungsthematik wenig Bewusstsein zu bestehen scheint. Die Übersetzungen werden von den RezensentInnen nicht weiter erwähnt, wenn die Übersetzung nicht das Werk eines bekannten Autors oder die Neuübersetzung eines klassischen Werkes ist.

Milan Kundera schreibt, man erkennt eine gute Übersetzung nicht unbedingt daran, dass „sie flüssig ist“, sondern manchmal auch daran, „dass der Übersetzer den Mut gehabt, die ungewöhnlichen Formeln und Redewendungen des Originals, (das, ‚was man nicht so ausdrückt‘) zu übernehmen und zu verteidigen“ (Tippner 2000:270f., zit. nach Kundera 1987:135).

Wie es scheint, wird es in Zukunft Aufgabe der ÜbersetzerInnen selbst sein, ihre Arbeit sichtbarer zu gestalten in dem sie den „Mut“ aufbringen, „fremde Elemente“ in den Übersetzungen beizubehalten. Um das Bewusstsein der Öffentlichkeit hinsichtlich der Übersetzungsthematik zu wecken bedarf es auch einer größeren Präsenz von Übersetzungskritik. Hierfür ist ein verstärktes Engagement seitens der RezensentInnen erforderlich. Ebenso wünschenswert ist die Bewusstseinsbildung von RezensentInnen hinsichtlich der Sichtbarmachung von ÜbersetzerInnen als Personen und ihrer Arbeit seitens von RezensentInnen, die als ÜbersetzerInnen tätig sind.

3.4 Habitus der ÜbersetzerInnen

Wie in der Einleitung der vorliegenden Arbeit erwähnt, ist ein Hauptziel zu untersuchen, welches Bild von ÜbersetzerInnen und Übersetzung in den untersuchten Literaturrezensionen entsteht.

Somit ist es möglich, einen Einblick in den Habitus der ÜbersetzerInnen zu gewinnen.

Wie in Punkt 2.4.1.4 beschrieben, ging Daniel Simeoni der Frage nach, welche Faktoren die Entscheidungen der ÜbersetzerInnen in der Praxis beeinflussen und warum sie bestimmte Übersetzungsentscheidungen treffen.

To become a translator in the West today is to agree to becoming nearly fully subservient: to the client to the public, to the author, to the text, [...] The translator has become the quintessential servant: efficient, punctual, hardworking, silent and yes, invisible. (Simeoni 1998:12)

Daniel Simeoni sieht den Hauptfaktor für das „unterwürfige“ Verhalten von ÜbersetzerInnen in der Verinnerlichung ihres geschichtlich bedingten niedrigen Status.

In Punkt 3.2.2 wurde gezeigt, dass die Leistung der ÜbersetzerInnen, abgesehen von der namentlichen Nennung in allen Rezensionen, in 50% beurteilt wurde. Die Wortwahl der RezensentInnen lässt darauf schließen, dass es sich bei den Texten um flüssige Übersetzungen handelt. Explizites Lob und Mangel an Kritik an den transparenten Übersetzungen sind Charakteristika der untersuchten Rezensionen. Lawrence Venuti schreibt, dass eine Übersetzung als erfolgreich eingestuft wird, wenn sie sich flüssig liest: „[...] when it gives the appearance that it is not translated, that it is the original [...]“ (Venuti 1992:4).

Domestizierende Übersetzungsstrategien werden von unsichtbaren ÜbersetzerInnen angewandt und führen dazu, dass ÜbersetzerInnen unsichtbar bleiben. Wie es scheint, setzt sich dieser Trend

in den untersuchten Literaturrezensionen fort. Die Ausnahme bildet Natasha Randalls Rezension der beiden Neuübersetzungen von Tolstois Werk *Krieg und Frieden*, was aber einen Sonderfall darstellt, da es sich bei diesem Buch um ein klassisches Werk handelt.

Lawrence Venuti begründet die ungeschriebene aber durch die Praxis bestätigte Anwendung der flüssigen Übersetzungsmethode in wirtschaftlichen Motiven.

Moreover, since fluency leads to translations that are eminently more readable and therefore consumable on the book market, it assists in their commodification and contributes to the cultural and economic hegemony of target-language publishers. (ibid.:5)

Das Ergebnis der vorliegenden Arbeit deutet auch auf eine Bestätigung der These Daniel Simeonis hin. ÜbersetzerInnen haben die existierenden Normen des „submissive translators“ übernommen und verinnerlicht, sodass diese Normen ein Bestandteil ihres translatorischen Habitus geworden sind. In diesem Sinne werden sie selbst der dominierende Faktor ihres niedrigen Status, der sich in der Anwendung domestizierender Übersetzungsstrategien fort schreibt.

4 LITERATURVERZEICHNIS

- Ammann, Margret (1990) „Anmerkungen zu einer Theorie der Übersetzungskritik und ihrer praktischen Anwendung“, in: *TEXTconTEXT* 5:3/4, 209-250.
- Auer, Peter (1999) *Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern*. Tübingen: Niemeyer (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 60).
- BBC News (2005) „Lost Dumas Novel hits bookshelves“, in: <http://news.bbc.co.uk/2/hi/entertainment/4609819.stm> [20.03.2008].
- Benfey, Christopher [2006] [letztes Update am 25.01.2006] „Christopher Benfey“, in: <http://www.mtholyoke.edu/acad/misc/profile/cbenfey.shtml> [20.03.2008].
- Benjamin, Walter (1972) „Die Aufgabe des Übersetzers“, in: http://www.uni-weimar.de/medien/europa/lehre/ws0405/vatersprache_content/benjamin1.pdf [05.03.2008] [auch in: Rexroth, Tillman (ed.) *Gesammelte Schriften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Band IV/1), 9-21].
- Bourdieu, Pierre (1993) *The Field of Cultural Production. Essays on Art and Literature*. New York: Columbia University Press.
- Bourdieu, Pierre (1991) *Language and Symbolic Power*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- Broeck, Raymond van den (1985) „Second Thoughts on Translation Criticism. A Model of its Analytical Function“, in: Hermans, Theo (ed.) *The Manipulation of Literature. Studies in Literary Translation*. New York: St. Martin's Press, 54-62.
- Center for Translation Studies. The University of Texas at Dallas [2008] [letztes Update am 07.02.2008] „Faculty“, in: <http://utd.edu/research/cts/faculty.html> [20.03.2008].
- Christ, Ronald (1982) „On not reviewing Translations: Critical Exchange“, in: *Translation Review* 9, 16-23.

- Columbia University Graduate School of Journalism (2006) „Journalism Awards“, in:
<http://www.journalism.columbia.edu/cs/ContentServer/jrn/1165270069762/page/1175295294656/simplepage.htm> [20.03.2008].
- Devaney, Tom (2004) [letztes Update am 01.09.2004] „Aiming the Lance of Language. Translator of Contemporary Lit Takes on a Classic“, in:
<http://www.sas.upenn.edu/sasalum/newsltr/spring04/grossman.html> [20.03.2008].
- Dizdar, Dilek (1998) „Skopostheorie“, in: Snell-Hornby, Mary/Hönig, Hans G./Kussmaul, Paul/Schmitt, Peter A. (eds.) *Handbuch Translation*. Tübingen: Stauffenburg, 104-107.
- Duden (2007) „rezensieren“, in: http://www.duden-suche.de/suche/abstract.php?shortname=fx&artikel_id=134336 [23.03.2008] [auch in: *Duden – Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag.
- Fawcett, Peter (2000) „Translation in the Broadshets“, in: *The Translator* 6:2, 295-308.
- Figes, Orlando (2007) „Tolstoy’s Real Hero“, in: <http://www.nybooks.com/articles/20810> [20.03.2008].
- Fröhlich, Gerhard (1994) „Kapital, Habitus, Feld, Symbol. Grundbegriffe der Kulturtheorie bei Pierre Bourdieu“, in: Mörth, Ingo/Fröhlich, Gerhard (eds.) *Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kulturosoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu*. Frankfurt/New York: Campus, 31-54.
- German History and Documents in Images [2007] „Anna Brailovsky“, in:
http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/uebersetzer_brailovsky.cfm [20.03.2008].
- Giduz, Bill (2007) „Yoder Translates Swashbuckling, Long-Lost Novel of Prolific French Author“, in: <http://www3.davidson.edu/cms/x29478.xml> [20.03.2008].
- Grenfell, Michael/Kelly, Michael (1999) „Introduction Bourdieu: Language, Culture and Education – Theory into Practice“, in: Grenfell, Michael/Kelly, Michael (eds.) *Pierre*

- Bourdieu: Language, Culture and Education. Theory into Practice.* Bern/Berlin: Lang, 13-24.
- Harker, Richard/Mahar, Cheleen/Wilkes, Chris (1990) „The Basic Theoretical Position“, in: Harker, Richard/Mahar, Cheleen (eds.) *An Introduction to the work of Pierre Bourdieu: the practice of theory.* New York: St Martin's Press, 1-25.
- Harrison, Kathryn [2005] „In her own words“, in: <http://www.kathrynharrison.com/ownwords.htm> [20.03.2008].
- Howes, Geoffrey C. (2008) „Kommentar“, Gespräch am 18.01.2008.
- Hutz, Mattias (2001) „Insgesamt muss ich leider zu einem ungünstigen Urteil kommen. Zur Kulturspezifität wissenschaftlicher Rezensionen im Deutschen und Englischen“, in: Fix, Ulla/Habscheid, Stephan/Klein, Joseph (eds.) *Zur Kulturspezifität von Textsorten.* Tübingen: Stauffenburg, 109-130.
- Kadric, Mira/Kaindl, Klaus/Kaiser-Cooke, Michèle (2005) *Translatorische Methodik. Basiswissen Translation 1.* Wien: Verlags- und Buchhandel AG.
- Kaindl, Klaus (2001) „Schwemmland versus Schlammböden. Im Sumpf der Übersetzungskritik“, in: Hebenstreit, Gernot (ed.) *Grenzen erfahren – sichtbar machen – überschreiten. Festschrift für Erich Prunç zum 60. Geburtstag.* Frankfurt am Main: Lang, 303-321.
- Kaindl, Klaus (1999) „Übersetzungskritik“, in: Snell-Hornby, Mary/Hönig, Hans G./Kussmaul, Paul/Schmitt, Peter A. (eds.) *Handbuch Translation.* Tübingen: Stauffenburg, 373-378.
- Kaiser-Cooke, Michèle (1994) „Translatorial Expertise – a cross-cultural phenomenon from an inter-disciplinary perspective“, in: Snell-Hornby, Mary/Pöchhacker, Franz/Kaindl, Klaus *Translation Studies: An Interdiscipline.* Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins (Volume 2), 135-140.
- Kammann, Petra (1996) „Grenzgänger zwischen den Sprachräumen“, in: Glaap, Albert-Reiner/Keller, Rudi/Nies, Fritz (eds.) *Literaturimport und Literaturkritik: das Beispiel Frankreich.* Tübingen: Narr (Transfer 9), 9-19.

Kuhn, Irene (1996) „Der Übersetzer: Stiefkind der Kritik?“, in: Glaap, Albert-Reiner/Keller, Rudi/Nies, Fritz (eds.) *Literaturimport und Literaturkritik: das Beispiel Frankreich*. Tübingen: Narr (Transfer 9), 68-77.

LeBor, Adam [2006] „Adam LeBor - author and journalist“, in: <http://www.adamlebor.com> [20.03.2008].

Llosa, Mario Vargas [2006] „Obra“, in: <http://www.clubcultura.com/clubliteratura/clubescritores/vargasllosa/obra.htm> [20.03.2008].

Maier, Carol S. (1996) „Questions of Review“, in: *Translation Horizons - Beyond the Boundaries of Translation Spectrum. Translation Perspectives IX*, 243-268.

Neary, Lynn (2007) „‘War and Peace’ Sparks a Literary Skirmish“, in: <http://www.npr.org/templates/story/story.php?storyId=15524432> [20.03.2008].

Nies, Fritz (1996) „Zu neuen Ufern?“, in: Glaap, Albert-Reiner/Keller, Rudi/Nies, Fritz (eds.) *Literaturimport und Literaturkritik: das Beispiel Frankreich*. Tübingen: Narr (Transfer 9), 168-187.

Patten, Robert L. (1987) „Reviewing Reviewing: From the Editor’s Desk“, in: Hoge, James O. (ed.) *Literary Reviewing*. Charlottesville: University Press of Virginia.

Pevear, Richard (2007) „Tolstoy’s Transparent Sounds“, in: <http://www.nytimes.com/2007/10/14/books/review/Pevear-t.html> [20.03.2008].

Pym, Anthony (1996) „Venuti’s Visibility“, in: *Target* 8:1, 165-177.

Random House, Inc. [2008] „Irene Némirovsky“, in: <http://www.randomhouse.com/author/results.pperl?authorid=62300> [20.03.2008].

Rehbein, Boike (2006) *Die Soziologie Pierre Bourdieus*. Konstanz: UVK.

Reiss, Katharina (1971) *möglichkeiten und grenzen der übersetzungskritik. kategorien und kriterien für eine sachgerechte beurteilung von übersetzungen*. München: Hueber.

Richter, Jutta [2005] „Aktuelles“, in: <http://www.juttarichter.de> [20.03.2008].

Rossum, Walter van (1996) „Bekennnisse eines skeptischen Übersetzungskritikers“, in: Glaap, Albert-Reiner/Keller, Rudi/Nies, Fritz (eds.) *Literaturimport und Literaturkritik: das Beispiel Frankreich*. Tübingen: Narr (Transfer 9), 21-25.

Russell, Mary Harris [2003] [letztes Update am 07.08.2003] „English Department“, in: http://www.iun.edu/~englishn/faculty/mary_harris_russell.shtml [20.03.2008].

Schimmang, Jochen (1996) „Eine Übersetzungskritik findet nicht statt“, in: Glaap, Albert-Reiner/Keller, Rudi/Nies, Fritz (eds.) *Literaturimport und Literaturkritik: das Beispiel Frankreich*. Tübingen: Narr (Transfer 9), 26-29.

Schleiermacher, Friedrich (1963) „Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens“ (nach einem Vortrag gehalten am 24.06.1813 in der Königlichen Akademie der Wissenschaften Berlin), in: <http://www.muenchner-uebersetzerforum.de/Medien/Schleiermacher.pdf> [20.03.08] [auch in: Störig, Hans-Joachim (ed.) *Das Problem des Übersetzens*. Stuttgart: Goverts (XXXIII), 38-69].

Schulte, Rainer (2000) „Editorial: Reflections on the Art and Craft of Reviewing Translations“, in: *Translation Review* 60, 1-3.

Schwingel, Markus (2000) *Pierre Bourdieu zur Einführung*. Hamburg: Junius.

Shamma, Tarek (2005) „The Exotic Dimension of Foreignizing Strategies: Burton’s Translation of the Arabian Nights“, in: *The Translator* 11, 51-76.

Siebke, Wievers (2007) *Contemporary German prose in Britain and France (1980-1999) A case study of the significance of otherness in translation*. Lewiston, N.Y.: Edwin Mellen Press.

Simeoni, Daniel (1998) „The Pivotal Status of the Translator’s Habitus“, in: *Target* 10, 1-39.

Snell-Hornby, Mary (2006) *The Turns of Translation Studies. New Paradigms or shifting viewpoints?* Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

- Snell-Hornby, Mary/Kadric, Mira (eds.) (1995) *Grundfragen der Übersetzungswissenschaft. Wiener Vorlesungen von Katharina Reiß*. Wien: WUV-Universitätsverlag (WUV-Studienbücher Geisteswissenschaften, Band 1).
- Tanenhaus, Sam (2007) „Tolstoy“, in: <http://readingroom.blogs.nytimes.com/tag/tolstoy> [20.03.2008].
- The Leonard Lopate Show (2006) „Underappreciated Literature: Yevgeny Zamyatin“, in: <http://www.wnyc.org/shows/lopate/episodes/2006/08/18> [20.03.2008].
- Tippner, Anja (2000) „Seitenthema: Die Übersetzung. Zum Verhältnis von Literatur- und Übersetzungskritik in Rezensionen“, in: *Wirkendes Wort. Deutsche Sprache in Literatur und Forschung und Lehre* 50:2, 266-274.
- Tymoczko, Maria (2000) „Translation and Political Engagement: Activism, Social Change and the Role of Translation in Geopolitical Shifts“, in: *The Translator* 6, 23-47.
- University of Massachusetts Amherst (2007) „The Memory of the Holocaust and the Arab-Israeli conflict“, in: <http://www.umass.edu/jewish/programs/zertal> [20.03.2008].
- Venuti, Lawrence (1995) *The Translator's Invisibility. A history of translation*. London/New York: Routledge.
- Venuti, Lawrence (1992) „Introduction“, in: Venuti, Lawrence (ed.) *Rethinking Translation. Discourse, Subjectivity, Ideology*. London/New York: Routledge, 1-17.
- Wandruszka, Mario (1985) „Der Übersetzer und seine Stellung in der Öffentlichkeit“, in: Bühler, Hildegund (ed.) *X. Weltkongress der FIT. Der Übersetzer und seine Stellung in der Öffentlichkeit*. Wien: Braumüller, 55-83.
- Webb, Jen/Shirato, Tony/Danaher, Geoff (2002) (eds.) *Understanding Bourdieu*. London: Sage.
- Wilss, Wolfram (1977) *Übersetzungswissenschaft. Probleme und Methoden*. Stuttgart: Klett.

Wolf, Michaela (2006) „Translating and Interpreting as a Social Practice-Introspection into a New Field“, in: Wolf, Michaela (ed.) *Repräsentation – Transformation representation – transformation représentation – transformation. Translating across Cultures and Societies*. Wien/Berlin: LIT (Band 1), 9-22.

5 REZENSIONEN

Benfey, Christopher (2007) „In the Heart of the Country“, in:

<http://www.nytimes.com/2007/10/21/books/review/Benfey-t.html?ref=review> [20.03.08].

Harrison, Kathryn (2007) „Dangerous Obsession“, in:

<http://www.nytimes.com/2007/10/14/books/review/Harrison.html?ref=review> [20.03.08].

LeBor, Adam (2007) „Over the Line“, in:

<http://www.nytimes.com/2007/10/14/books/review/LeBor-t.html?ref=review> [20.03.08].

Randall, Natasha (2007) „Tolsoty’s ‘War and Peace’ – Two new translations.“, in:

<http://www.latimes.com/features/books/la-bk-randall21oct21,0,730236.story> [20.03.08].

Reynolds, Susan Salter (2007) „Alexandre Dumas’ last novel and John Steinbeck’s version of

Malorys ‘Le Morte d’Arthur’“, in: <http://www.latimes.com/features/books/la-bk-discoveries28oct28,0,2998872.story?coll=la-books-center> [20.03.08].

Russell, Mary Harris (2007) „The Cat, or, How I Lost Eternity“, in: [http://0-](http://0-infoweb.newsbank.com/maurice.bgsu.edu/iw-search/we/InfoWeb?p_product=NewsBank&p_theme=aggregated5&p_action=doc&p_docid=11C42907207C0E28&d_place=CTRB&f_subsection=sBOOKS&f_issue=2007-10-13&f_publisher=)

[infoweb.newsbank.com/maurice.bgsu.edu/iw-](http://0-infoweb.newsbank.com/maurice.bgsu.edu/iw-search/we/InfoWeb?p_product=NewsBank&p_theme=aggregated5&p_action=doc&p_docid=11C42907207C0E28&d_place=CTRB&f_subsection=sBOOKS&f_issue=2007-10-13&f_publisher=)

[search/we/InfoWeb?p_product=NewsBank&p_theme=aggregated5&p_action=doc&p_docid=11C42907207C0E28&d_place=CTRB&f_subsection=sBOOKS&f_issue=2007-10-](http://0-infoweb.newsbank.com/maurice.bgsu.edu/iw-search/we/InfoWeb?p_product=NewsBank&p_theme=aggregated5&p_action=doc&p_docid=11C42907207C0E28&d_place=CTRB&f_subsection=sBOOKS&f_issue=2007-10-13&f_publisher=)

[13&f_publisher=](http://0-infoweb.newsbank.com/maurice.bgsu.edu/iw-search/we/InfoWeb?p_product=NewsBank&p_theme=aggregated5&p_action=doc&p_docid=11C42907207C0E28&d_place=CTRB&f_subsection=sBOOKS&f_issue=2007-10-13&f_publisher=) [05.03.08].

6 ANHANG

1. Chicago Tribune (IL) - October 13, 2007

Author: Mary Harris Russell, professor emerita of English at Indiana University Northwest, who reviews children's books each week for the Tribune.

The Cat, or, How I Lost Eternity

By Jutta Richter, illustrated by Rotraut Susanne Berner, translated from German by Anna Brailovsky

Milkweed, \$14

Ages 10-12 years

How can Christine, 8, get to school on time when there's a talking cat in her neighborhood, willing to explain everything? How do numbers come into our heads? she asks. "Numbers are determined by the mice. ... The mice that you've eaten." The cat is also full of answers on marriage and the irrelevance of word problems and has some critical thoughts on teaching methods.

2. Tolstoy's 'War and Peace' -- Two new translations.

What's different about the two? One has a happy ending, the other doesn't -- but both attempt to draw new readers to the Russian epic.

By Natasha Randall

October 21, 2007

Leo Tolstoy

Translated from the Russian by Andrew Bromfield

Ecco: 886 pp., \$34.95

War and Peace

Leo Tolstoy

Translated from the Russian by Richard Pevear and Larissa Volokhonsky

Alfred A. Knopf: 1,276 pp., \$37

The poet William Matthews once said of his classical counterparts that they are "kept alive by a process of continual translation, an enterprise that grows on itself like a coral colony." Translation is not one act; it is a continuing gesture. There is no such thing as a definitive translation -- in fact, there's nothing definitive in the whole business, not even the dictionaries.

Two new versions of "War and Peace" have emerged this fall, the fruits of tremendous effort on the parts of the prolific translators Andrew Bromfield, Richard Pevear and Larissa Volokhonsky. Both are immense gestures.

"War and Peace" is edifying and beautiful, with page-turning episodes of intrigue and possibly the most exhaustive portrait of Napoleon's clashes with Russian forces. The action takes place between 1805 and 1820, and about 500 characters enter its pages. It's full of great stories, but there's no discernible plot. The central characters belong to the Russian nobility, and their lives are propelled by the vagaries of war and the mercies of peace. There are duels, reversals of fortune, deaths, births and love affairs. And there is war, of course.

Enter Bromfield's translation: the "more peace, less war" version, and the genetic mutation in this coral colony of translations. Bromfield used an early first draft that is considerably shorter than the final version -- about two-thirds as long -- and in it, fate deals different cards. The book contains less philosophical rumination, fewer scenes of battle and the story lines wrap up a little more neatly. Its cover announces it as the "original version," but what it ought to say is "based on an early manuscript, compiled by a Tolstoy scholar for over fifty years, and heavily edited and arranged by a Russian publisher in the year 2000." This book is, in the words of its Russian publisher, "half as long and twice as interesting," and, best of all, it has a happy ending (in which Petya Rostov and Prince Andrei don't die). Its publication, of course, has outraged Tolstoy scholars in Russia and elsewhere, and many other people too. Bromfield's is a case of a good translation of contaminated material.

This version attempts to make "War and Peace" more novelistic by tidying it up form-wise. But it was never supposed to be a novelistic novel. Tolstoy himself wrote in the essay "A Few Words A Propos 'War and Peace' ": "What is 'War and Peace'? It is not a novel, still less an epic poem, still less an historical chronicle. 'War and Peace' is what the author wanted and was able to express, in the form in which it is expressed. Such a declaration of the author's disregard of the conventional forms of artistic prose might seem presumptuous. . . ." In this case, the disregard and presumption lie with Bromfield's publishers. Bromfield, it is said, will be publishing a translation of the longer, final version in the next couple of years -- a translation that will undoubtedly rise to the surface as one of the best yet.

Pevear and Volokhonsky's version is based on the traditionally accepted original manuscript. Their translation follows hot on the heels of last year's contribution by Anthony Briggs. And prior to that, there were Englishings by Constance Garnett, Rosemary Edmonds, Ann Dunnigan, Clara Bell, N.H. Dole, Leo Wiener and, notably, an early translation by Louise and Aylmer Maude that Tolstoy himself approved. So, with previous translations numbering roughly 10, what is the point of a new one?

The role of translation has changed over the last century. At first, as in the case of Garnett,

translators were faced with a truly epic task. They heaved these weighty classics into the English-reading world, although they had little access to Russia and only a smattering of reference books with which to work. They derived many words from the very literal dissection of their Russian roots, prefixes and suffixes. There was no Internet, no air travel, no inter-library loan. Then, as universities sprang into action, there was another spate of translations -- many performed in the name of academia. Now, there's an impulse to refresh the classics. It's a sort of Renaissance in Russian re-translation.

Translations are suspicious things. Which one should you trust? The answer is: none of them. What gets lost in translation? A lot. And a lot gets added. Translating is like mathematical division. One language just doesn't always fit neatly into another, and you always have remainders. Whether it's added nuance or missing nuance, English rarely fits perfectly into the space left by a Russian sentence.

The Russian language, in comparison to English, is just built differently. It has many more joints to its sentences. Things can be rearranged easily. For example, in Russian, you can say "You I love," "Love I you" and "I love you" -- and in each case, you would be perfectly correct. Also, Russian words express a lot of motion -- for example, the infinitive "to find" is configured as "to into-walk," conjuring the moment of walking into something you're seeking. And consider translators of poetry: Russian words are immeasurably easier to rhyme than English ones (it's to do with the changeable endings). These features of the Russian language, among others, mean there is rarely a direct fit for anything.

These two new translations contain stunning moments. Pevear and Volokhonsky have mastered Tolstoy's shorter lines, his elliptical impressions: "As horses shy, crowd, and snort over a dead horse, so people crowded around the coffin in the drawing room." Another beautiful little moment: "Drops dripped. Quiet talk went on. Horses neighed and scuffled. Someone snored." Bromfield has a wonderful fluency with Tolstoy's prolonged moments:

"That evening, when Pierre stepped up on to Anna Pavlovna's porch, he was met by the same court footman as before, who opened the door with the same significant and solemn air as before and announced Pierre's name as he walked over the carpet into the same dark-crimson velvet drawing room, where the silent aunt was sitting in the same armchair with the same indifferent air, with all her features and her entire pose expressing a placid and devoted sadness at Buonaparte's godless successes."

Briggs, whose recent version was well-received, said Tolstoy's prose is relatively simple to translate -- although it took him four years and 4,000 hours at the computer. Both the Pevear-Volokhonsky team and Bromfield have been quicker about it. All of them, it seems, have made their endeavors for the sake of bringing more readers to the great Russian classic.

Bromfield is very evocative about the language of the book, describing it as "often craggy and rough, yet it achieves a piercing clarity that is as merciless as it is miraculous. This relentless percipience is relieved by softer moments of impressionism. . . ."

In his introduction, Pevear gives us less of an impression that he and Volokhonsky enjoyed

translating Tolstoy. He writes: "It is not good or bad Russian prose, it is Tolstoyan prose." He explains that short sentences, the repetitions of words and a talent for capturing moments are some of the hallmarks of Tolstoy's prose; he also points out that many of these features were overlooked in previous translations.

All translations of "War and Peace" are difficult in some ways and marvelous in others. Awkward clauses tend to stick out in every translation; many feats of translation are easily passed over.

But the important work of a translator is to figure out his or her filter -- that is, to figure out the algorithm you'll use, through which you will pull the Russian.

It takes some time spent with the author to feel his or her voice and conjure its English echo. And it is a consistent echo that is the mark of a good translation. There is no such thing as a "definitive translation," but new and ringing echoes that breathe new life into the classics. *

Natasha Randall is a critic and the translator, most recently, of Yevgeny Zamyatin's "We" for Modern Library Classics.

3. Discoveries

Alexandre Dumas' last novel and John Steinbeck's version of Malory's "Le Morte d'Arthur"

By Susan Salter Reynolds
October 28, 2007

The Last Cavalier

Being the Adventures of Count Sainte Hermine in the Age of Napoleon

Alexandre Dumas, translated from the French by Lauren Yoder

Pegasus Books: 752 pp., \$32

"I imagine myself as fortunate as if I had discovered El Dorado," wrote Claude Schopp, the scholar who found the manuscript of Alexandre Dumas' "The Last Cavalier" in the dark depths of the Archives de la Seine sometime in the late 1980s. The 118 chapters that form the author's last novel were serialized in the newspaper *Journal officiel*, from January to October 1869. It was intended, writes the present edition's editor in a "Note," to be "the missing piece of the gigantic novelistic puzzle in which Alexandre the demiurge planned to include all of French history from the Renaissance up until his own day, from 'La Reine Margot' up until 'Le Comte de Monte-Cristo.'" It was still unfinished when Dumas died, on Dec. 5, 1870.

Schopp worked for 15 years, establishing the novel's text from the serialized segments. It was published in France in 2005, titled "Hector de Sainte-Hermine." How such an enormous work was concealed for so long is a question Schopp attempts to answer in his preface, "A Lost Legacy," although not entirely satisfactorily -- something about Dumas' imminent death and trembling hands and collaboration with friends. Dumas died near Dieppe, during the Franco-Prussian War. As the Prussian army approached, his sole legatee, Louis Charpillon, a notary and justice of the peace, buried his valuables, including the manuscript of "Hector de Sainte-Hermine." Five days later, the Prussians arrived. Eventually, Charpillon dug up the novel and gave it to a notary in Rouen.

Hector de Sainte-Hermine, the novel's hero, is a nobleman from the Juras, whose father, the Comte, was guillotined defending the Bourbons. Hector's two older brothers also died for the royalist cause. Hector has sworn an oath of loyalty to the Bourbons, but he is, tragically, in love with Mademoiselle de La Clémencière, a young Creole who lives under the protection of Josephine, wife of Bonaparte. Freed of his oath after Napoleon is crowned, Hector is sent into the army as a simple soldier. His lover, faithful to Hector, enters a convent where she lives for 12 years. She writes a letter to King Louis XVIII, begging him to send her Hector's body when he dies, so that she can bury him with her family. He agrees. She sends Hector a potion, Romeo-and-Juliet style, to simulate death, and Hector's body is carried to his long-lost beloved.

The rise and fall of Napoleon fascinated Dumas, who was the son of a Republican general and the grandson of an aristocrat and a black slave. Of his many works, Schopp tells us, "The Last Cavalier" is closest to his personal and ancestral history. "Each book has its own destiny," Dumas often remarked, quoting Latin grammarian Terentianus Maurus. "The Last Cavalier," grand, adventurous, bold and human, is a fitting last novel for such an ambitious writer.

4. Dangerous Obsession

By KATHRYN HARRISON

Published: October 14, 2007

Once upon a time, in a novel by Mario Vargas Llosa, there was a good boy who fell in love with a bad girl. He treated her with tenderness; she repaid him with cruelty. The bad girl mocked the good boy's devotion, criticized his lack of ambition, exploited his generosity when it was useful to her and abandoned him when it was not. No matter how often the bad girl betrayed the good boy, he welcomed her back, and thus she forsook him many times. So it went until one of them died.



THE BAD GIRL

By Mario Vargas Llosa. Translated by Edith Grossman.

276 pp. Farrar, Straus & Giroux. \$25.

Related

[First Chapter: 'The Bad Girl' \(October 14, 2007\)](#)

Do you recognize the story? It's been told before, by Gustave Flaubert, whose Emma Bovary has fascinated Vargas Llosa nearly all his writing life, from his first reading of "Madame Bovary" in 1959, when he had just moved to Paris at the age of 23. In 1986, "The Perpetual Orgy" was published, and it's as much a declaration of Vargas Llosa's love for Emma as a work of literary criticism. Now, in his most recent book, a splendid, suspenseful and irresistible novel, he takes possession of the plot of "Madame Bovary" just as thoroughly and mystically as its heroine continues to possess him. Translated by Edith Grossman with the fluid artistry readers have come to expect from her renditions of Latin American fiction, "The Bad Girl" is one of those rare literary events: a remaking rather than a recycling.

The genius of "Madame Bovary," as Vargas Llosa describes it in "The Perpetual Orgy," is the "descriptive frenzy ... the narrator uses to destroy reality and recreate it as a different reality." In other words, Flaubert was a master of realism not because he reproduced the world around him, but because he used language to create an alternate existence, a distillate whose emotional gravity transcends that of life itself. Emma, Vargas Llosa reminds us, has survived countless readers. Not merely immortal but undiminished by time, her passions remain as keen as the day her ink was wet.

Vargas Llosa, too, is a master. Long one of the pre-eminent voices of postmodernism, he has transformed a revolutionary work of Western literature into a vibrant, contemporary love story that explores the mores of the urban 1960s — and '70s and '80s — just as "Madame Bovary" did the provincial life of the 1830s. In each case, the author revisits the time and geography of his

own youth in a work poised, minutely balanced, between the psychic and corporeal lives of its characters. The trajectory of Emma's yearning leads inexorably to her poisoning herself with arsenic, the torturous death of a woman who seizes freedoms allowed only to men. And if contemporary society appears less inclined to penalize a sexually liberated woman than did the rigidly censorious era of Emma Bovary, Vargas Llosa evinces a more dangerous postfeminist world, one in which misogyny flourishes under a veneer of progressive attitudes and token equalities.

"The Bad Girl" begins, like "Madame Bovary," with boyhood scenes narrated in the first person, an "I" who becomes for a time "we," echoing Flaubert's chorus of schoolmates. But while Flaubert shifts into an exalted omniscience, Vargas Llosa allows the "good boy," Ricardo, to claim his novel's voice, recounting an erotic fixation that begins in 1950, in the Mira flores district of Lima, Peru, when Ricardo is just 15 and a new girl arrives in town. She calls herself Lily and, in clothes that cling "perversely," dances the mambo like a "demonic whirlwind," pulling Ricardo into her orbit, awakening his lust and enslaving him to the idea that she alone can answer his desire. Permanently intoxicated, Ricardo will recognize Lily's essence no matter how she disguises herself, no matter how many years pass between their assignations, reunions whose power to devastate Ricardo drives him to the point of suicide, and which she dismisses as bland interludes between more compelling love affairs.

Blessed with an ability to enjoy simple pleasures, Ricardo achieves his life's dream by the age of 25: he lives in Paris, where he makes a modest living as an interpreter for Unesco. The bad girl, his one complicated pleasure, with the capacity to ruin all the rest, seems securely fixed in his past, a peculiarly intense first crush, until she reappears. No longer a memory but a riveting presence, Lily, now "Comrade Arlette," poses as a would-be revolutionary, "bold, spontaneous, provocative," passing through the City of Light en route to Cuba for guerrilla training — arguably wasted on a woman to whom sneak attacks seem second nature.

Six months later, having seduced "one of the historic commandantes" of the Cuban revolution, the bad girl has embarked on a career of increasingly daring affairs. Ricardo, she makes clear, is unworthy of what little attention she gives him. Treating him as a plaything, she ignores the depth of his feelings and teases him sexually even as she leaves him, for a month, a year, three years: he never knows how long his loneliness will last. At the end of one such tryst, she waves goodbye with a "flowered parasol," summoning the one "of rosy iridescent silk" Emma carries while seducing Charles Bovary. There are enough such alignments to amuse ardent admirers of

the older novel, but it's possible they won't catch them. So complete and convincing is the spell cast by "The Bad Girl" that it doesn't allow a reader's attention to stray.

Ricardo's work as an interpreter affords him ample opportunity to travel and reconnect with his jet-setting, self-reinventing love, who attaches herself like a succubus to one rich paramour after another, in one locale after another. Less welcome is the anxiety his job inspires about his identity. Paris of the 1960s, the culture in which Vargas Llosa came of intellectual age, witnessed the popularization of existential philosophy, and Ricardo judges himself not only deracinated, a perpetual foreigner, but also lacking in substance. He's trapped in the moment of translating one person's language into another's, "of being present without being present, of existing but not existing."

But what is identity? The bad girl sheds one mask only to try on the next. Driven by a need for excitement and riches only the most powerful and dangerous men can offer, she assumes whatever appearance might secure what she craves. Is her true self hidden from view, or does it, like the good boy's, not really exist? Does only desire have the power to define us, Ricardo shaped by his love for the bad girl, who is herself the reflection of what she pursues? The reader knows that Ricardo and the girl who began as Lily will cross paths indefinitely, that she will allow him to possess her only long enough to rekindle his obsession, and that despite his intention to give her up for the toxic addiction she is, he will take her back the next time. Still, the novel possesses an intensifying, at points almost exhausting suspense, like that of a car being driven recklessly around hairpin turns, each more perilous than the one preceding. The bad girl demands attention from lovers and readers alike. Is she wicked, or admirable, or both? Where will she be the next time the good boy encounters her? What will she call herself? How long can he endure? Will she ever return his affection in kind?

"It is because she feels that society is fettering her imagination, her body, her dreams, her appetites," Vargas Llosa writes in "The Perpetual Orgy," "that Emma suffers, commits adultery, lies, steals, and in the end kills herself." Vargas Llosa's bad girl suffers, too, even as she makes those around her suffer. Though she tries to temper her restlessness and limit her aspirations, she cannot reconcile herself to the suffocation of petit-bourgeois existence any more than Emma can. "A man is free, at least," Emma observes, praying the child she carries is a son, "free to range, ... to surmount obstacles, to taste the rarest pleasures. Whereas a woman is continually thwarted."

The heroism of both women is that they refuse to be diminished by modest, reasonable hopes or by respectable society. Creatures of appetite — for sex, money, excitement, *life* — bad girls serve their hunger first, and last. They are terrible and they are enviable, because they won't settle for less than everything they want. Because, in the end, they accept not only their essential nature, but also the consequences of their choice to fulfill rather than deny it.

Kathryn Harrison's most recent book is a novel, "Envy." Her forthcoming work of nonfiction, "While They Slept: An Inquiry Into the Murder of a Family," will be published in 2008.

5. Over the Line

By ADAM LeBOR

Published: October 14, 2007

There are two Israels: one inside the Green Line, the 1967 border, the other an occupying power extending beyond it. The first is a vibrant democracy, with Arab members of Parliament, university professors and lawyers, beauty queens and soldiers, and even a Muslim cabinet minister. There are no separate roads for Arabs and Jews in the name of that all-purpose explanation "security," no villages made inaccessible because their roads have been dug up by army bulldozers, no checkpoints and no security fence cleaving farmers from their land and schoolchildren from their playgrounds.



Photograph by Jerome Delay/Associated Press
A settler walks by an Israeli Army patrol in Hebron, 1996.

LORDS OF THE LAND

The War Over Israel's Settlements in the Occupied Territories, 1967-2007

By Idith Zertal and Akiva Eldar. Translated by Vivian Eden.

Illustrated. 531 pp. Nation Books. \$29.95.

Across the Green Line, the West Bank, captured in 1967, is another country, neither [Israel](#) nor [Palestine](#), but a lawless place, where the Jewish settler, rifle in one hand and prayer book in the other, is undisputed king. The settlers have their own roads, guarded by the Israeli Army, water, electricity, supplies and — occasional if well-publicized crackdowns aside — substantial impunity from the law. Much of the land on which their settlements stand, was, as Idith Zertal and Akiva Eldar detail in this important book, simply stolen. The settlements are illegal, in contravention of Article 49 of the Fourth Geneva Convention, which forbids an occupying power from transferring its civilian population to occupied territories. But for those who claim a divine mandate, the Geneva Conventions count for nothing. According to the [United Nations](#), more than a third of the West Bank is now off limits to Palestinians. A web of Israeli Army checkpoints and obstacles further atomizes what is left of Palestinian society.

“Lords of the Land” is the first complete history of the settlement project. It provides a detailed narrative of injustice, and is profoundly depressing for anyone still hoping for a fair resolution of the Israeli-Palestinian conflict, or even hoping that Jews and Arabs will be seen as equal in the eyes of Israeli law. In a chapter entitled “Everything Is Legal in the Land of Israel” Zertal and Eldar chronicle the paltry punishments given to settlers who kill Arabs, like the settlement leader Pinchas Wallerstein, who in 1988 shot two young Arabs in the back after he saw them burning a tire on the road. One died. Wallerstein was sentenced to four months community service.

If Palestinian lives are cheap, much Palestinian land is even cheaper — that is, free, at least to the settlers and Israeli authorities. The security fence that snakes through the West Bank is, according to Zertal and Eldar, an unparalleled land grab. They write that it was “constructed with no reckoning and no logic other than the purpose of enclosing as many settlements as possible on the western, Israeli, side and dividing up and seizing Palestinian lands.”

This may be an angry, embittered book, but the two authors are well-informed experts. Zertal is a noted Israeli historian, who now teaches at the University of Basel, and Eldar is an influential columnist for the left-wing daily, Ha'aretz. They are especially good on Gush Emunim, the Bloc of the Faithful, the religious Zionists driving the settlement project and the compromises with them made by a weak secular Israeli establishment.

“Lords of the Land” is richly detailed. Nonetheless, it would have benefited from wider context and discussion. There is a case for the defense, not made here. Are the settlements an inevitable consequence of Zionism, for example, or an aberration, spawned by the specific circumstances of 1967? Or something of both? Israel then was a long way from being today’s military powerhouse. It fought a war for survival in which victory was not assured: mass graves were prepared in public parks; hotels were turned into first-aid stations. Post-1967 triumphalism may have had tragic consequences, but it was probably also inevitable. Any state surrounded by enemies will seek strategic depth.

It is also curious, especially considering the authors’ leftist perspective, that the Palestinians barely feature in their book, other than as passive victims of rapacious Zionist settlers and expansionist Israeli governments. The Palestinians have been greatly wronged, but they have also had choices available to them and too often chose badly. Land grab aside, the security fence was built after a spate of barbarous suicide bombings and continues to prevent further attacks. When Yassir Arafat rejected [Ehud Barak](#)’s offer at Camp David in 2000 he turned down what was probably the best chance of meaningful statehood.

Indeed, the entire history of the Israeli-Palestinian conflict is one of missed opportunities. Zertal and Eldar recount how in June 1967, immediately after the war, Mossad agents surveyed Palestinian public opinion in the newly conquered territories. They recommended that a demilitarized independent Palestinian state be established as quickly as possible, in agreement with the Palestinian leadership. Tragically for Israel, for the Palestinians and for the rest of us, this recommendation never stood a chance. And thanks in large part to the settlement project, such an opportunity may never arise again. “Lords of the Land” helps explain why.

Adam LeBor is the author of “City of Oranges: An Intimate History of Arabs and Jews in Jaffa.”

6. In the Heart of the Country



Illustration by Emmanuel Pierre

By CHRISTOPHER BENFEY
Published: October 21, 2007

In December 1937, the hardworking 34-year-old Russian émigré writer Irène Némirovsky, who had written a novel a year in France since the success of her debut best seller “David Golder” in 1929, jotted down some ideas for possible stories. One was the “purity of parents who were guilty when they were young,” and the “impossibility of understanding that ‘fire in the blood’ ” that had led to their youthful transgressions. It was a promising theme, Némirovsky concluded, but there was also a disadvantage: “no clear characters.” She found those missing characters in the Burgundian farming village of Issy-l’Évêque, where she had gone in search of a nanny for one of her daughters.

FIRE IN THE BLOOD

By Irène Némirovsky. Translated by Sandra Smith.
138 pp. Alfred A. Knopf. \$22.

Related

[First Chapter: ‘Fire in the Blood’ \(October 21, 2007\)](#)

[‘Suite Française,’ by Irène Némirovsky: As France Burned \(April 9, 2006\)](#)

Two and a half years later, as readers of Némirovsky’s international sensation, “Suite Française,” are well aware, she returned to Issy-l’Évêque for another reason altogether: to escape the invading German Army. Despite the excruciating letters her husband wrote to German officials, arguing that his Jewish-born wife was a refugee from Communist Russia, a Roman Catholic convert, a contributor to right-wing journals and no friend to the Jews, Némirovsky was seized by the French police in July 1942 and deported to Auschwitz, where she died a month later.

The discovery of “Suite Française,” a novel buried for 60 years in a suitcase entrusted to Némirovsky’s daughter Denise Epstein, enhanced the drama of its publication, as did the eyewitness immediacy of the two parts of the “Suite” itself, one detailing the chaotic exodus of Parisians during the late spring of 1940 and the other probing the emotional ties between a French woman and a cultivated German officer in an occupied village modeled on Issy-l’Évêque. While it was known that Némirovsky had also been working on another story, it was only recently that two scholars researching her biography (just published in France) came across the complete manuscript of “Fire in the Blood” in a Paris archive.

The first thing to say about this novella, limpidly translated by Sandra Smith, is that it has almost none of the historical immediacy of “Suite Française.” Set amid the timeless rituals of planting

and harvest, it features a cast of characters — some with suggestive mythological names — drawn from families “of a rich bloodline that loves everything that has its roots in the land.” Their instinct for privacy sometimes verges on the xenophobic. “Everyone lives in his own house, on his own land, distrusts his neighbors, harvests his wheat, counts his money and doesn’t give a thought to the rest of the world. No châteaux, no visitors.”

The story begins amid preparations for a country wedding, wryly observed by the jaded narrator, an older man named Silvio, short for Sylvestre (“creature of the woods”). Unlike his neighbors, Silvio has traveled a bit in the world, working as “a civil servant in the Congo, a merchant in Tahiti, a trapper in Canada,” before returning to his home like “an old boat, still solid and seaworthy, but whose paint has faded in the water, eaten away by the salt.” Silvio’s cousin Hélène Erard and her husband, François, are the parents of the bride, Colette. They have come to Silvio’s gloomy “farmer’s hovel in the middle of the woods” to introduce him to the bridegroom, Jean Dorin, a shy fellow “with the beautiful anxious eyes of a hare,” whose family has operated the village mill for generations. “You have the perfect marriage,” Jean tells his future in-laws, wishing the same happiness for his life with Colette.

The seasons pass, the harvests come and go, the “beautiful river, frothy and green,” flows by the mill, and the new couple is blessed with a son. Jean seems to have been granted his modest wish. But another character — passionate, unpredictable, beyond good and evil — is about to be unleashed on this orderly Arcadia. It isn’t the local Don Juan or his sultry married mistress, who as an abandoned child was adopted by Hélène’s half-sister and looks so much like Colette that they could be sisters too. The true stranger, the anarchic intruder, is the fire in the blood (*chaleur du sang*) that has its way with all the couples, perfect and otherwise. “How is this fire lit within us?” Silvio wonders. “It devours everything and then, in a few years, a few months, a few hours even, it burns itself out. Then you see how much damage has been done.”

When Jean Dorin’s body is fished out of the river, the villagers conspire to treat his death as an accident, despite evidence of foul play. And Silvio keeps silent about the nocturnal goings-on he has witnessed during his rambles through the countryside. Only when the secrets of the younger generation begin to impinge on his own buried life, and the passions of 20 years earlier erupt in his frozen heart, does the truth begin to emerge — with some of the shattering force of the wineglass that another local man, who knows way too much, drops to the tiled floor of the local café.

Némirovsky, who wrote a life of Chekhov and considered casting “Fire in the Blood” as a play, seems to have aimed for the kind of wrenching revelations we associate with Ibsen. She also seems to have wrestled, not always successfully, with some of the challenges of writing a convincing thriller. Her reliance on a first-person narrator forces her to resort to the clanking machinery — conversations overheard through conveniently open windows, suspicious trysts glimpsed through foliage, confessions punctually delivered when required by the plot — that Georges Simenon or Patricia Highsmith would have found ways to avoid. Silvio’s voice, increasingly melodramatic as the denouement looms and he awakens like some Rip Van Winkle of the passions, reminds us of [Henry James](#)’s warning that first-person narration is “the darkest abyss of romance.”

If I had read “Fire in the Blood” knowing nothing of its author or the circumstances of its composition, I would have guessed it was by some elegist of the French countryside like Jean Giono. Knowing that Némirovsky completed this book about the timeless fire of love at the very moment an all-too-historical fire of hatred was snaking through France adds a painful poignancy to the reading experience. One can’t help wondering whether the deeply held secrets at the heart of the plot had anything to do with Némirovsky’s own double life as she tried desperately to blend into an ordinary village in extraordinary times. With the return to print of four of Némirovsky’s earlier novels (including “David Golder”) planned for the coming months, we will soon be in a better position to judge precisely where this modest melodrama belongs in the larger achievement of a complex and remarkable writer.

Christopher Benfey, the Mellon professor of English at Mount Holyoke College, writes about art for Slate.



BOWLING GREEN STATE UNIVERSITY

Department of German, Russian & East Asian
Languages

Claudia Lederbauer
Dept. of Greal
Shatzel Hall 103
Bowling Green, Ohio 43403-0217
(419) 372-2268
clederb@bgnet.bgsu.edu

Questionnaire: The invisibility of translators in book reviews

- 1 Is there a certain ratio reserved for translated books in the weekly “books” section of your newspaper?
yes no

- 2 Does the fact that a book has been translated influence the decision to review it?
yes no

- 3 What are the main criteria for reviewing a translated book? (Check all that apply)
 - the publishing house’s initiative
 - the author or book has recently been awarded prizes
 - the translator is a well-known author/scholar etc.
 - a new translation of a well known classic
 - the book’s success in the original language
 - other reasons: _____

- 4 Are the translators’ names mentioned in the reviews?
yes no

- 5 Based on what criteria are the reviewers chosen? (Check all that apply)
 - has to hold a degree in literature/languages/translation studies
 - has to be a translator
 - has to understand the original language of the translated book
 - the publishing house recommends the reviewers
 - no specific criteria

- 6 Are both versions of the book – the original and the translation – made available to the reviewer?
yes no

- 7 Should the reviewers review the translation as if it was originally written in English?
yes no reviewer decides does not make a difference

- 8 Should the reviewers comment on the translation process?
yes no reviewer decides does not make a difference

Thank you for your cooperation.